

„Schwarz greift ein“ – Fernsehpfarrer als Kirchenwerbung?

von Ottmar Fuchs

Im Gedenken an Horst Albrecht,
dem evangelischen Theologen und Me-
dienforscher,
der 1990 im Alter von 50 Jahren gestor-
ben ist.¹

Vorbemerkung

Die folgenden kritischen Überlegungen mögen nicht als eine Gesamtverurteilung dieses Sat.1-Projektes „Schwarz greift ein“ verstanden werden.² Auch wenn sie scharf herauskommen und indikativ als Feststellungen formuliert sind, mögen sie doch als zu bedenkende Anfragen aufgenommen werden, um für zukünftige Projekte entsprechende Optimierungen aufzunehmen und durchzuführen. Es geht mir auch weniger um die Produktion als solche als um den Zusammenhang dieser Produktion mit der Kirche, um die Funktion zwischen Produkt und theologischen Optionen. Die Produktion für sich ist bestimmt bedeutend gewaltfreier, menschlicher, ethisch erfreulicher als manche andere vergleichbare Produktion insbesondere aus dem Krimibereich. Auch übersehe ich nicht, daß es in dieser Produktion tatsächlich um die Unterstützung und Befreiung bedrängter Menschen aus schlimmen Situationen geht.³

Prof. Dr. Ottmar Fuchs ist Ordinarius für Pastoraltheologie und Kerygmatik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

¹ Auch aus diesem Grund berufe ich mich in den folgenden Ausführungen insbesondere auf H. Albrechts posthum publiziertes Werk ‚Die Religion der Massenmedien‘ (Stuttgart 1983), das sein Zwillingsbruder Ulrich Albrecht dankenswerterweise redigiert und herausgegeben hat. Zusätzlich möchte ich aus H. Albrechts vielen Veröffentlichungen wenigstens an zwei grundlegende Monographien erinnern: Kirche im Fernsehen. Massenkommunikationsforschung am Beispiel der Sendereihe „Das Wort zum Sonntag“, Hamburg 1974; Arbeiter und Symbol. Soziale Homiletik im Zeitalter des Fernsehens, München/Mainz 1982.

² Die 15-teilige Serie „Schwarz greift ein“ wurde vom 03.02.1994 an jeden Donnerstag in Sat.1 ausgestrahlt. Nach einjähriger Pause soll die Serie im Frühjahr 1995 bei Sat.1 weitergeführt werden.

³ So auch die Vorstellung von U. Fischer, dem diesbezüglichen Fernsehbeauftragten der deutschen Bischofskonferenz: „Pfarrer Schwarz verkörpert

Und dies, ohne an Unterhaltungswert zu verlieren, wie die Einschaltquoten zeigen. Es geht mir auch weniger um die Qualitätsbeurteilung der Filme, der SchauspielerInnen, der Autoren und Regisseure. Ich möchte diese Qualitätsfrage, die andere fachkundiger beurteilen können, lieber von der Funktionsfrage trennen.

Thesen

1. *Ich bin für jede Art von qualifizierter Zusammenarbeit zwischen Kirche und Fernsehen*, zwischen kirchlichen Verantwortlichen und Produzenten, Autoren und Schauspielern. Wichtig ist für mich dabei, daß keine Seite die andere instrumentalisiert, sondern daß es sich immer um eine reziproke, gegenseitig gleichstufige Zusammenarbeit handelt, mit einem kritischen Austausch der jeweiligen Interessen. Kein Lebens- und Kulturbereich kann von der kirchlichen Verantwortung ausgeklammert werden, als ob es irgendwo einen Ort gäbe, wo Gott nicht vorkommen könnte. Defätistischer Rückzug aus den Medien wäre demnach theologisch gesehen eine Sünde, weil man in bezug auf einen menschlichen Lebens- und Wirkungsbereich keine Hoffnung mehr investiert.

Wenn dies klar ist, kann ich aber genauso nachdrücklich jene Haltung ablehnen, die in fatalistischer Beschwörung formuliert: „Wir müssen das Medium Fernsehen nutzen, um überhaupt noch Menschen zu erreichen.“⁴ Wer sich selbst derart unter Druck setzt, verliert die eigene Freiheit den Medien gegenüber; der verliert auch aus den Blick, welche zwar nicht flächendeckenden, aber lokal intensiven Möglichkeiten die kirchlichen Gemeinden und Verbände für eine authentische Selbstdarstellung der Kirche in der Gesellschaft haben. Solche Einstellungen klingen so, als wäre die Kirche auf Gedeih und Verderb den Medien ausgeliefert. Allerdings verbindet sich mit solchen Fatalismen sehr leicht die Legitimation einer ganz bestimmten Entlastungsstrategie, nämlich in die sogenannte Basisarbeit nicht mehr viel investieren zu müssen und davon nicht mehr allzuviel zu erwarten. Was man in der

sozusagen die diakonische Komponente der Kirche.“, zit.n. M. Pröstler, Schwarz greift ein – Die katholische Kirche und der Fernsehkrimi, in: Kirche Intern (1994) 8, 54-55, 55. Diese soziale Seite trifft sich übrigens überwiegend auch mit den Wünschen des Publikums, die in kirchenunterstützten Serien soziale Themen (Arbeitslosigkeit, Fremdenhaß usw.) behandelt haben wollen: vgl. Institut für Kommunikationsforschung und Medienarbeit an der Hochschule für Philosophie München, Fahrer und Pfarrer – Mit Geld und Segen der Kirche? Akzeptanz und Bewertung der Serie „Schwarz greift ein“ bei einem repräsentativen Sample des Massenpublikums, München 1994, 20. Auch gibt es Lob beim Publikum für den gewaltarmen Softkrimi: vgl. ebd., 11.

⁴ So U. Fischer in einem Interview mit der „Hörzu“, vgl. Ch. Hörburger, zwischen Sakristei und SiPo. Schwarz greift ein, in: Funk-Korrespondenz vom 18.02.94, 36-37, 36.

Pastoral und Seelsorge des Gemeindebereiches nicht mehr schafft, wird nun durch die Flucht ins Medium kompensiert.

2. Ein entscheidendes Interesse der Kirche besteht wohl darin, ihrem progressiven Imageverlust in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit entgegenzu-steuern. Ohne die Ursachen für diesen Verlust hier weiter diskutieren zu können, seien sie doch in dreifacher Weise angedeutet:

a) Durch ihren Relevanzverlust im alltäglichen Leben der Menschen auf der Gemeinde- und Verbundebene (Austrittszahlen, Distanzverhalten usw.). Ursache dafür ist ein bestimmtes Kirchen- und Ämterbild.

b) Durch selbst- oder fremdproduzierte Öffentlichkeitssignale, die sie als fundamentalistisch (vgl. etwa im Zusammenhang mit der UN-Bevölkerungskonferenz in Kairo), weltfremd, frauenfeindlich, antidemokatisch und kapitalistisch erscheinen läßt.

c) Durch eine mediale Öffentlichkeit, die dem Unterhaltungsdogma (Einschaltquoten) alles andere unterordnet. Religion aus dem kirchlichen Kontext wie auch der Gottesbegriff haben in diesem Verwertungszusammenhang nichts bis wenig zu bieten.

3. Eine naheliegende Möglichkeit, die Kirche in der Öffentlichkeit in ihrem Image aufzubessern, liegt konsequenterweise darin, zwischen Unterhaltung und Kirche einen Pakt zu schließen: nämlich die Ressourcen und die Professionalität der Unterhaltungsindustrie als Vehikel, als Medium für die eigenen Interessen wahrzunehmen und anzugehen. Ebenso wie ich hier nicht von einer plakativen Schwarz-Weiß-Zeichnung zwischen medialer und personaler Kommunikation ausgehe, möchte ich auch nicht in Abrede stellen, daß auch Inhalte des Glaubens und der Kirche einen authentischen Unterhaltungswert haben könnten (wenn man darunter einen kurzweiligen, anregenden, kreativen und spannenden Zeitverbrauch versteht). Es gibt beispielsweise eine interessante Promotion zu Chestertons Pater Brown mit dem Titel „Das unterhaltsame Dogma!“⁵

Allerdings kommt es bei diesem ansonsten legitimen Anliegen auf jenes Wort an, das den kriteriologischen Weg weist: nämlich auf den Begriff „authentisch“. Wenn nämlich die Inhalte des Evangeliums selbst keine geistreichen und spannenden Angelegenheiten mehr sind, ist man leicht versucht, sie durch Erlebnisanleihen aus anderen Bereichen aufzubessern. Tut man dies, so hat man eigentlich schon die Hoffnung

⁵ Vgl. M. Wörther, G. K. Chesterton – Das unterhaltsame Dogma, Frankfurt 1984: Die Inhalte des Glaubens könnten kurzweilige Entdeckungskategorien des Lebens sein. Schwierig ist nur, wenn dabei die Inhalte selbst nicht entdeckbar sind bzw. nicht thematisiert werden.

aufgegeben, daß die Inhalte aus sich heraus noch Erlebnisqualität entfalten könnten. In unserem Falle wäre es eine implizite Bankrotterklärung des Glaubens. So stellt sich die Frage: Vertrauen wir selbst der Erlebniskraft unserer eigenen Inhalte? Oder blockieren wir sie noch zusätzlich dadurch, daß wir sie vorschnell durch trivialisierte Erlebniswerte zustopfen?

4. Von seiten der Unterhaltungsmedien trifft sich dieses kirchliche Anliegen mit dem Erfolg, den insbesondere zwei Genres gegenwärtig haben: Krimis und Filme, in denen die Geheimnisse kirchlicher Amts- bzw. sakraler Weihepersonen gelüftet werden, indem die Enthüllung ihres sogenannten „Alltags“ in entsprechenden Stories inszeniert wird. Was lag näher, als beide Sujets zu vernetzen, indem ein ehemaliger Fahnder-Hauptkommissar als Priester und Gemeindepfarrer auftritt und beides bringt: Krimis und kirchliche Aura, Laster und Religion. Ein verheißungsvolles Programm für die Einschaltquoten, die ja auch mit über neun Millionen nicht schlecht waren.

Kriminalfilme für sich allein sind wohl cineastisch ausgereizt und stumpfen offensichtlich langsam ab, werden zu sehr als „immer das gleiche“ empfunden. Sie werden neu aufgeputzt durch eine Kombination von alten Fällen und neuen Rollenträgern, etwa mit der „Gerichtsreporterin“ oder eben einem Pfarrer.

5. Ist nun beiden „Partnern“ gedient? Das ist die Frage! Gedient ist auf jedem Fall dem Sender: Gefüllte Sendezzeit und gute Quoten. SAT.1 kommt wohl voll auf seine Rechnung, zumal ja noch 1,6 Mio. DM von der Kirche als Zuschuß kamen (ca. 10 % der Produktionskosten), was anderen Produktionen mit geringeren Einschaltquoten gegenüber doch ein zusätzlicher Sahneaufschlag ist.

Ist aber auch die Kirche auf ihre Rechnung gekommen? Diese Frage ist schwieriger zu beantworten. Erst einmal: welche Kirche ist gemeint, wenn man hier vom Gegenüber zum Sender spricht? Die Kirche ist wohl eine vielschichtigere Wirklichkeit als die Organisation eines Fernsehsenders, und es bleibt die Frage, wer – was – wie in den Produktionen repräsentiert sehen will. Ich will hier keine Ursachenforschung betreiben, sondern sage einfach, was ich sehe, nehme sozusagen die werkinternen Spuren wahr, um diese Frage anzugehen.

5.1 Das hier in der „zweiten Lebenswirklichkeit Fernsehen“ vertretene Priesterbild ist hierarchistisch-konservativ. Dahinter steht ein priesterzentriertes zentralistisches Kirchenbild. Dies zeigt sich schon im permanenten Kollartragen, was nicht gerade repräsentativ ist für die realexistierenden Pfarrer. Wo derart Produkt und Wirklichkeit auseinanderklaffen, fragt man sich nach dem Motiv: es ist entweder verschleiern oder appellativ.⁶ So heißt es in der SAT.1-Pressemappe auch prompt: „Pfarrer

⁶ Diese konservative Pfarrerzentriertheit kommt auch unterschwellig im Titel zum Ausdruck: „Schwarz“ gilt wohl für des Pfarrers schwarze Kleidung.

Schwarz könnte durch sein Kollar andere Pfarrer motivieren, auf alte Kleiderordnungen zurückzugreifen.“ Man merkt die Absicht und ist verstimmt.⁷ Gewünscht wird von den Auftraggebern offensichtlich die Darstellung einer verstärkten Amtsautorität. Diese Ideologie wird raffiniert verbunden mit der Idealisierung, die die Unterhaltungsindustrie liefert. Die Mitmenschlichkeit des Pfarrers Schwarz hat also nicht nur Eigenwert, sondern auch die Funktion, seinem Amtimage zugute zu kommen. Eine alte Strategie wiederholt sich hier: nämlich die Instrumentalisierung der Diakonie für das angeblich „Eigentliche“, etwa für Bekenntnis- und Kirchenintegration.⁸ Ich denke hier etwa an jene Szene im Pilotfilm, wo ein jugendlicher Räuber mit einem geschlagenen Gesicht in einen Laden einbricht. Keine Rede ist davon, aus welchen Zwangsverhältnissen heraus der Junge das tut. Wichtig ist nur das „Wunder“, das der Pfarrer vollbringt, indem er den Jungen dazu bringt, das Geld wieder zurückzugeben. Das Diakonische hat nur plakativen Wert, um den Kleriker herauszustellen. Um den Jungen geht es eigentlich gar nicht.

Weitere Stellen kann ich nur andeuten: Pfarrer Schwarz wird freundlich, aber fest und ohne Möglichkeit eines erfolgreichen Widerspruchs vom Bischof nach Frankfurt versetzt; die Gemeindemitglieder, die Laien also, erscheinen dem Pfarrer gegenüber als nachgeordnet, entweder blaß oder in irgendeiner Weise als unzureichend und klischeehaft (der konservative Küster, die neugierige Pfarrsekretärin, der Kirchenratsvorsitzende, der nur mehr Leute haben will), manchmal sogar bis dümmlich und trottelhaft⁹; ein junger Gitarrist wird vom Pfarrer von außen zugeladen, als Unterhaltungsverstärker der Liturgie, ohne daß die Betroffenen gefragt werden (vielleicht eine signifikante Szene für das Verhältnis von Kirche und Unterhaltung), usw. Insgesamt spiegelt sich hier wohl auch das Verhältnis der kirchlichen Mit-Auftraggeber zum Produkt und zum Publikum. Prompt bestätigen auch entsprechende Vermutungen des Publikums diese Analyse: Daraufhin befragt, welche Themen die Kirche wohl durch Beeinflussung des Drehbuchs verhindern möchte, kommen u.a. die Stichworte: Daß

⁷ So zeigt sich hier eine Abbildung der gewünschten Herrschaftsverhältnisse: so ist es (im Film, was ja Wirklichkeitsbeziehung suggeriert), deswegen soll es auch so sein. Real ist aber oft der Fall, wie es tatsächlich sein sollte, nämlich nicht-hierarchisch und ‚Volk Gottes‘-orientiert. Es ist also real oft gar nicht so, wie es nach der Vorstellung der filmischen Fiktion fälschlicherweise sein sollte.

⁸ Vgl. O. Fuchs, Heilen und befreien. Der Dienst am Nächsten als Ernstfall von Kirche und Pastoral, Düsseldorf 1990, 58–78.

⁹ Manches erscheint trivial, fast infantil: wenn etwa der Enkel der Barbesitzerin völlig unvermittelt bei der ersten Begegnung mit Pfarrer Schwarz diesen fragt, ob er nicht Ministrant werden könne. Zur Infantilisierung in diesen Zusammenhang zwischen Medien und Religion vgl. Albrecht, Religion (Anm. 1) 137ff, zur Trivialisierung vgl. 132ff, 135.

Priester heiraten dürfen, Rolle der Frauen in der Kirche (Priesterinnen), Scheidung, Empfängnisverhütung und Homosexualität.¹⁰

Die Kirche wird also dominant durch den Pfarrer repräsentiert.¹¹ Im kirchlichen wie gesellschaftlichen Gesamtbewußtsein hat der Priester in irgendeiner Form für die Menschen so etwas wie ein „mehr“ gegenüber anderen Menschen, positiv etwas Geheimnisvolles, negativ etwas Unheimliches, also eine ganz bestimmte Aura, die entweder konstruktiv generalisiert bzw. demonstriert wird oder aber monströs aufgeladen erscheint: beispielsweise der Pfarrer als Scharlatan und Knabenschänder (wie etwa neuerdings in einer Reihe amerikanischer Filme).¹²

5.2 Was innerkirchlich wie auch in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit seit Jahren die größten Turbulenzen auslöst, wird hier tabuisiert: die Lebensform des Pfarrers und seine Männlichkeit. Nur ein Beispiel: Es entspricht wohl kaum der zu erwartenden tatsächlichen Wirklichkeit, daß keine der früheren Bekannten von Pfarrer Schwarz ihn beim ersten Treffen anpöbelt und fragt: Ja wie kommst du denn mit dem Zölibat bzw. ohne Frauen zurecht? Offensichtlich ist das kein Problem, besser: es darf keines sein. Es kommt nicht vor. Ein treues affirmatives Spiegelbild zum aktuellen Diskussionsverbot dieses Themas von Seiten des Vatikans. (Oder die andere Szene: er trifft seine frühere Freundin, das Problem wird gleich gelöst, indem ihr Mann auftaucht).

Vielleicht mag es mancher anders sehen: nämlich entgegen vielen anderen Produkten tritt hier ein Mann auf, der nicht mit Sexualabsichten mit attraktiven Frauen umgeht. Nur: Braucht man dazu einen Pfarrer, um das zu zeigen? Ein solcher Umgang wirkt hier eher wie eine Staffage für eine besondere Imagepflege des diesbezüglich braven Pfarrers.

5.3 Am schwierigsten ist für mich: Diese Produktion ist weitgehend auf formale Imagepflege aus. Die religiös inhaltlichen Anteile bleiben plakativ, verschwommen, kurzatmig oder verschwiegen. Es war eine der Qualitätsmerkmale der Serie „Oh Gott Herr Pfarrer“, daß hier ein ‚wirklicher‘ evangelischer Pfarrer ohne kommissarische Identitätsanleihe auch theologisch qualifizierte Aussagen machte. Dafür nur ein signifikantes Beispiel: Während Pfarrer Schwarz nur sagt, daß er sich auf seine Antrittspredigt vorbereiten muß, man diese aber nicht, nicht einmal in kleinsten Ausschnitten, hören kann, bringt der evangelische Pfarrer zum mindesten einige theologisch interessante Aussagen, die damals übrigens auch bei den Zuschauern ankamen.¹³

¹⁰ Vgl. Institut München, Fahnder und Pfarrer (Anm. 3), 21.

¹¹ Zur Problematik dieses Kirchenbegriffes „von oben nach unten“ vgl. Albrecht, Religion (Anm. 1), 80, 134.

¹² Zu diesem „mehr“ des Pfarrers vgl. Albrecht, Religion (Anm. 1), 81ff.

¹³ Zur Antrittspredigt bei „Oh Gott Herr Pfarrer“ vgl. Albrecht, Religion (Anm. 1), 76ff. Wenn ich mich hier für eine stärkere explizit religiöse Entfaltung in

Was denn auch als pastorale und theologische Intention für das kirchliche Engagement bei dieser Produktion formuliert wird, klingt zwar programmatisch, ist aber doch sehr vage. Es soll „vom Glauben im ursprünglichen Sinn erzählt (werden): Die Geschichte von einem, der auf Gott vertraut. Dieser Pfarrer vermittelt die ‚Hilfe von oben‘, nämlich Gott als letzte Hoffnung für unser Sein“. Leider gelangt diese Absichtserklärung zu wenig in thematisierter Weise in die konkreten Stories hinein, als daß sie dort als solche eingesehen werden könnte. Ich denke hier auch etwa an die Anfangsszene des Pilotfilms: Der Bischof erscheint dort als ein termingestreßter Manager, dem kaum ein theologiebedeutsames Wort über dem Mund kommt.

Bei genauerem Hinsehen wird diese Schwäche auch verständlich: durch die Identitätsanleihe beim ehemaligen Kommissar und jetzigen Klerikerdetektiv läuft die Imageaufbesserung nicht primär über die pfarrereigenen Inhalte und Handlungen, sondern über die Aktionen des Kriminalisten. Kurzformel: Wenig Theologie, viel Aktion! Entsprechend ist die Zuschauerreaktion: „Zuviel Fahnder, zuwenig Pfarrer!“¹⁴ Diese Einsicht verbindet sich bei vielen mit der Forderung: „Mehr Mut, Seelsorge zu zeigen!“ Insgesamt wird also empfunden, daß die religiöse und seelsorgerliche Seite zuwenig ausgefüllt ist. Für einen echten Pfarrer ist Henning Schwarz zu sehr in kriminalistische Fälle verstrickt.¹⁵ Auch der Berufswechsel vom Kommissar zum Priester bleibt unklar und unglaublich.¹⁶

6. Ich möchte kurz bei dem Begriff der Identitätsanleihe innehalten: Ein als Pfarrer verkleideter Kommissar bessert die Kommissarrolle auf, aber auch die Pfarrerrolle. Der Kommissar hat es nötig, weil seine alten Krimifälle als solche nicht mehr sehr wirksam sind; der Pfarrer scheint es nötig zu haben, weil sein eigenes Berufsprofil offensichtlich auch nicht mehr aus sich heraus sehr wirksam ist. Dies ist nicht meine Aussage, sondern die hinter dieser Identitätsanleihe liegende Projektion der für diese Produktion Verantwortlichen. Das formale, bravkatholische Profil des Pfarrers bei Henning Schwarz würde relativ abgestanden

solchen Produktionen einsetze, dann rede ich selbstverständlich nicht irgendeiner Glaubensindoctrination das Wort, sondern meine damit ein sensibles Aufspüren der religiösen Dimensionen im Leben von Menschen, in ihrem Leiden und in ihren Sorgen, in ihren Freuden und Hoffnungen. Darin bestünde wohl die seelsorgerliche und auch theologische Komponente schlechthin. Daß also Pfarrer Schwarz keine Predigt halten darf (die übrigens der Schauspieler Klaus Wernemann nach eigener Auskunft gern gehalten hätte!), wäre nur dann von Vorteil, wenn sie schlecht gewesen wäre. Wäre sie aber gut gewesen, hätte sie etwa von einem menschenfreundlichen Gott gesprochen und die Menschen zu Barmherzigkeit und Gerechtigkeit ermutigt, dann hätte sie in jedem Fall gefehlt!

¹⁴ Institut München, Fahnder und Pfarrer (Anm. 3), 18.

¹⁵ Vgl. ebd., 18.

¹⁶ Vgl. ebd., 17.

und vage sein, wäre er nicht darüber hinaus Kriminalist. Das Pfarrerbild steht in eigenartig umgekehrt proportionalem Verhältnis zur Spannung des Kommissars in ihm. Zieht man den Kommissar ab, dann bleibt der Pfarrer ein entzaubertes, abgrundtief langweiliges und inhaltlich unbedarftes Plakat seiner selbst.

Nach seinem ersten Gottesdienst spricht Pfarrer Schwarz gegenüber dem Kirchenratsvorsitzenden die Philosophie der Produktion aus: „Was die Kirche braucht, ist Überzeugungsarbeit. Sehen Sie, die Menschen wollen angesprochen werden, auch wenn es mit moderner Unterhaltung ist. Wir müssen an die Basis, da wo die wirklichen Probleme sind.“ Kurz zuvor hat der junge Mann in der Kirche das Lied gesungen „I am no hero!“ Die Kirche war mäßig besetzt, so daß der Pfarrer zu Beginn des Gespräches sagte: „Die Einschaltquoten könnten aber besser sein“, nachdem der Vorsitzende etwas von frischem Wind und von voller Kirche gesagt hat.

Dies ist schon wirklich ein problematischer Text: Da werden Überzeugungsarbeit und Unterhaltung problemlos miteinander verknüpft. Da muß man an die Basis, ohne wenigstens anzudeuten, mit welchen Inhalten. Da sucht man nach den wirklichen Problemen der Leute, die allerdings so unalltäglich sind, daß zu deren Lösung weniger der Priester als der Kriminalist nötig ist. Dieser nimmt dann trotz des Gegenliedes „ich bin kein Held“ heroische, also unvergleichliche Züge an. In der gesamten Produktion wird offensichtlich nach der hier angedeuteten Philosophie vorgegangen.

7. Insgesamt also wird hier eine Kirche repräsentiert, die auf der Realebene den von allen Beklagten Relevanzverlust ihrer Botschaft verschuldet hat. Was für ein paradoxes Unternehmen. Dazu wird ein Pfarrerbild propagiert, was, zieht man den Kommissar ab, in unseren realexistierenden Gemeinden vielfach zu Unzufriedenheit, Distanzierung und Auszug führt. Darüber täuscht auch nicht die medienverklärte Ästhetisierung der Probleme hinweg. Wenn man jetzt also die Rechnung schließt, die ich oben für die Kirche aufgemacht habe, dann hat sie wohl draufgezahlt, und schließlich mehr verloren als gewonnen. Wir haben hier das klassische Beispiel einer problemerzeugenden Problemlösung.

Dagegen sprechen auch nicht die Einschaltquoten: Denn was gewünscht ist, ist der durch das Pfarrerimage in ein neues und für viele geheimnisvoll unbekanntes Milieu hineinversetzte Kriminalist. Unter der Hand also wird der Pfarrer für den Kriminalisten instrumentalisiert. Mag die Kirche es umgekehrt sehen und wünschen: für den wirklichen Pfarrer selbst fällt in dieser Öffentlichkeitswerbung nicht viel ab.

Fachleute sprechen davon, daß die Religion in den Medien funktionaler Art sei, weil die verwendeten religiösen Ersatzstücke keinen Eigenwert besitzen, sondern dem Unterhaltungserfolg untergeordnet werden. In „Schwarz greift ein“ wird diese diffuse hedonistische

Medienreligion zwar in der Maske eines kirchlichen Rollenträgers gefaßt und aufgeführt, aber nicht selbst ausreichend in substantieller Weise inhaltlich umgeprägt.¹⁷ So findet sich hier eine „Symbiose von kommerzieller und christlicher Religion“, die wirklich nicht ohne Probleme ist.¹⁸ Der Remythisierung und Mystifikation in der Werbung, in der Unterhaltung, im Kommerz entspricht jetzt umgekehrt die Kommerzialisierung des ursprünglich Mystischen (was die Kirche als Werbung für das Mystische fantasiert). Beides geschieht zum gleichen Zweck, nämlich zur quantitativen Steigerung der Trias Unterhaltung-Werbung-Konsum. Dies führt zugleich, wie sichtbar genug, zur Verflachung und Banalisierung der eigenen religiösen Botschaft.¹⁹

8. Auch die Aufnahmeweise des Publikums dürfte sich darauf eingestellt haben. In seiner „Spieltheorie der Massenkommunikation“ formuliert William Stephenson, was wohl auch für diesen Fall gilt: Das Publikumssubjekt will mit solchen Produktionen gar keine echten Kommunikationen aufbauen, in denen wirkliche Informationen ankommen können, sondern es spielt mit der Kommunikation.²⁰ Dieses Spiel mit der Kommunikation darf wohl doppelt verstanden werden, einmal das Spiel mit der im Produkt dargestellten Kommunikation, zum anderen aber auch (und damit zusammenhängend) das Spiel mit der eigenen Kommunikation in bezug auf diese Darstellung.²¹

Trotz punktuell intensiv erlebter Anteilnahme (wie dies bei jedem Spiel der Fall ist), ist die Erfahrung zu Ende, wenn das Spiel zu Ende ist. Mit der hier versuchten Verkirchlichung der Medienreligion wird von seiten des Publikums also gespielt, was zugleich einige Distanz zum Alltagsleben selbst beinhaltet: dies kann nicht gerade im Sinne der kirchlichen Botschaft sein. So entwickelt „Schwarz greift ein“ auch keine kritische Potenz gegenüber der bestehenden kirchlichen Wirklichkeit. Es muß diesbezüglich wohl eher als eine verträstende Ablenkung von der tristen Kirchenrealität eingestuft werden.²²

¹⁷ Vgl. zu dieser Sogkraft des Unterhaltungsdogmas Albrecht, Religion (Anm. 1), 143ff.

¹⁸ Vgl. ebd., 139.

¹⁹ Vgl. ebd., 146.

²⁰ Vgl. W. Stephenson, *The Play Theory of Mass Communication*, Chicago / London 1967; vgl. dazu Albrecht, Religion (Anm. 1), 145. In seiner Kritik der technisch reproduzierbaren Kunst spricht Walter Benjamin davon, daß das Publikum die Produkte „testet“, in: *Illuminationen*, Frankfurt 1977, 136-169.

²¹ „Der Pfarrer in den Medien ist aber doch ein Darsteller, dessen Spiel man nur zuschauen, auf das man sich selber lieber nicht einlassen möchte. Ein Bürger, der für die heile Welt auf und hinter dem Bildschirm einsteht, und dessen Zuverlässigkeit in der Alltagswelt davor kaum einer noch in Anspruch zu nehmen gedenkt ... Religion bleibt damit im Medium, erreicht nicht die Realität der Zuschauer.“ (So Albrecht, Religion (Anm. 1), 83 im Hinblick auf die Serie ‚Oh Gott Herr Pfarrer‘)

²² Vgl. K. Hofmeister, Schwarz greift ein – wenn die Kirche Krimis sponsert, in: Hessischer Rundfunk am 30.01.1994 in der Sendung „Kirche und Welt“.

9. Die Kirche ist hier ihrem Bestreben, die Unterhaltung für das eigene Image zu instrumentalisieren, auf den Leim gegangen, indem sie sich dadurch selbst der Instrumentalisierung durch die Unterhaltung unterworfen hat. Sie ist in die Unterhaltungsfalle getappt, weil diese Unterhaltung nicht oder zu wenig aus dem inhaltlichen Anliegen der Kirche heraus profiliert und modifiziert wurde. Ein Paradebeispiel für die Richtigkeit der analytischen Einsicht: „Das Medium ist die Botschaft!“ Und dafür hat sie auch noch 1,6 Mio. DM ausgegeben, die man besser hätte verwenden können: nicht nur für diakonische Zwecke, sondern auch für bessere und qualifiziertere Zusammenarbeit zwischen Medien und Kirche, zwischen KünstlerInnen und ProduzentInnen und den Verantwortlichen und Zu-Beteiligenden in der Kirche.

Die hier angelegte Zusammenarbeit erscheint etwas langweilig und abgestanden. Kaum ereignet sich ein frischer und erfrischender Konflikt zwischen Kirche und „Machern“, zwischen theologischer und medialer Kompetenz. Es sieht fast so aus: wo die Kirche hinlangt, wird alles unvitaler und lebensreduzierter (jedenfalls wenn man die Krimistories abzieht). Wenn eine Folge davon ist, daß hier eine Reihe mit wenig Gewaltanwendung und keiner Brutalität entstanden ist, dann begrüße ich diese Konsequenz des kirchlichen Einflusses auf die Sendung. Die anderen Einflußwirkungen allerdings riechen nach Verhinderung und reglementierender Einflußnahme, die zu einer „Uneigenständigkeit des Dialogs“ im Werk wie auch zwischen den Beteiligten führt.²³ Hier müßten wohl neue Konzepte und Strukturen der Zusammenarbeit entdeckt werden, die nicht allzu einschichtig und einseitig verlaufen. Von Seiten der Kirche würde ich beispielsweise ein plural verfaßtes Team aus Verantwortlichen in der tatsächlichen Pastoral wie auch von TheologInnen für die entsprechende Zusammenarbeit vorschlagen. Daß nicht einmal der „echte“ Pfarrer aus dem Frankfurter Bahnhofsmilieu mit einbezogen wurde, ist wirklich ein schlimmes Versäumnis. Dieser meinte denn auch in einem Gespräch mit dem „Kölner Stadt-Anzeiger“: „Man kann nicht mit Werbeagenturen den Glauben an Gott erneuern. Und das, was in unserer Kirche immer mehr verdrängt wird, kann man nicht durch das Fernsehen ersetzen.“²⁴

10. Es geht mir hier nicht primär um die Geldfrage, sondern um die Qualität.²⁵ Ich halte es für legitim und wichtig, daß die Kirche auf unterschiedlichen institutionellen Ebenen finanzielle Ressourcen in die Zusammenarbeit mit den Medien investiert. Dafür gibt es in der Vergangenheit viele gute Beispiele, besonders auch in den

²³ Vgl. Hörburger, Sakristei (Anm. 4), 37.

²⁴ Zit.n. ebd., 36.

²⁵ Zumal durch die Vermarktung der Serie sich die eingesetzten Mittel durchaus refinanzieren können, möglicherweise sogar mit Gewinn: vgl. KNA-ID Nr. 18 vom 05.05.1994, 5. Manche sprechen deshalb lieber von einer gewinnbringenden Finanzaktion denn von einer verlustreichen Bezuschus sung.

Kirchenredaktionen sowie in hochqualifizierten Produktionen und Sendungen, die immerhin geeignet sind, ein soziales bzw. ökologisches Bewußtsein in der Bevölkerung zu bilden und zu provozieren.²⁶ Daß man solches Geld immer auch buchstäblich notwendiger direkt im diakonischen Bereich für benachteiligte Menschen hier und in der Ferne auszugeben hätte, bleibt immer beängstigend richtig.²⁷ Ich bin wie viele hin- und hergerissen: Auf der einen Seite wurden und werden von der Kirche z.B. Bauprojekte betrieben, die ungleich mehr Geld beanspruchen und mindestens genauso fragwürdig sind. Was sind demgegenüber 1,6 Mio. DM, könnte man sich fragen. Es ist schon mehr Geld für „Schlechteres“ ausgegeben worden. Auf der anderen Seite wäre angesichts der reduzierten Finanzen und Planstellen im Sozialbereich (auch der kirchlichen Wohlfahrtsverbände) gerade dort jede zusätzliche Mark bitter nötig.

Der springende Punkt ist in diesem Fall aber wohl ein anderer: Ist es legitim, daß eine Interessengruppe eine Unterhaltungssendung unter der Bedingung ihrer eigenen Imageaufbesserung sponsort? Diese Frage aber müssen die Verantwortlichen in den Medien selbst beantworten. Denn immerhin steht damit jeweils ihre Produktions- und Sendefreiheit auf dem Spiel. Um eine Parallele aus meinem Tätigkeitsbereich anzuführen: Ich müßte es ablehnen, wenn ganz bestimmte gesellschaftliche oder kirchliche Kräfte mit ausgesuchten und gezielten Projektsubventionen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung beeinträchtigen und manipulierten. Dieser Einwand gilt nicht für diesbezüglich absichtslose Investitionen von außen, wenn die ForscherInnen selbst entscheiden können, wofür sie die erhaltenen Gelder einsetzen, und wenn die Ergebnisse frei sind.

Überhaupt stellen sich vom Projekt „Schwarz greift ein“ noch weitere Anfragen an das Selbstverständnis derer, die im Fernsehen tätig sind. Soll sich etwa einbürgern, daß Kirchlich-Religiöses nur mehr durch Subventionen medienfähig wird, von sich aus aber nicht mehr gratis ein Anliegen der ProduzentInnen selbst ist? Bislang haben ähnliche Unternehmungen es als eigenes Anliegen angesehen, kirchliche Rollenfiguren zentral in eine qualifizierte Unterhaltung einzuführen, durchaus mit der Kalkulation gesteigerter Einschaltquoten.²⁸

²⁶ Überhaupt gibt es sicher viel Sorge um die Diakonie, also um soziale Solidarität in den Botschaften mannigfältiger Kultur-, Kunst- und Filmprodukte.

²⁷ Und doch ähnelt das Argument auch einer Killerkritik. Denn würden wir diese Kritik wirklich in allen Bereichen ernst nehmen, dann dürften Kommunen keine Orchester und Symphoniker mehr unterstützen, dann dürfte ich keine 30 oder 50 DM mehr für ein gutes Theaterstück ausgeben, sondern müßte es strikt an diejenigen weitergeben, die weniger haben als ich. Gegen ein solches Argument ist man einfach hilflos: es hat so hoffnungslos *recht*, daß man damit nicht *zurecht* kommt.

²⁸ Auch hier gab es selbstverständlich eine beratende Zusammenarbeit zwischen Medien- und Kirchenleuten, allerdings, wie die Beteiligten

Ärgerlich ist jedenfalls, daß Sat.1 die kirchliche Finanzspritz genausowenig nötig gehabt hätte wie bei anderen vergleichbaren Produktionen mit ähnlicher Einschaltquote. Wie wäre es, den kirchlichen Zuschuß als vorgängigen Risikobeitrag aufzufassen, der bei durchschlagendem finanziellen Erfolg zurückzuzahlen wäre? Allerdings löst sich dadurch noch nicht im Nachhinein das Problem obrigkeitlicher kirchlicher Einflußnahme auf die Produktion. Es ist ganz logisch: wer Geld gibt, will Macht ausüben. So wundert es nicht, wenn die Bischofskonferenz hier mitproduziert hat. Man kann von ihr nicht erwarten, daß sie ein Interesse an einem kritischen Kirchen- und Pfarrerbild hat. Alles andere wäre ein „Wunder des heiligen Geistes.“ Zudem hat man es hier wohl etwas einfacher als mit den oft kritischen Kirchenredaktionen in den Medien. – Diese Bemerkungen sollen nur kurz andeuten, welche Problemzusammenhänge aufbrechen, wenn in dieser Weise Geld ins Spiel kommt. Ein reziprokes Verhältnis zwischen Christen und kirchlichen Verantwortlichen auf der einen und den Verantwortlichen in den Medien auf der anderen Seite kann auf einer solchen Basis schlecht gedeihen.

Meine kritische Anfrage konzentriert sich auf die *praktisch-theologische Qualität* der Zusammenarbeit und der Produktion, die sich mit finanziellen Investitionen verbindet. Dazu gehört für mich als Theologen auch die Frage: wieweit stellt sich jene Kirche öffentlich dar, wie sie insbesondere in der Theologie des II. Vatikanums dogmatisch entworfen und der künftigen Verwirklichung aufgegeben wurde (ich nenne nur einige Stichworte: Entmystifizierung des Priesterkultes und seiner Macht, ‚Volk Gottes‘-Theologie, Wichtigkeit aller getauften Christen in der Kirche, der sogenannten ‚Laien‘ also, ‚Wort Gottes‘ als inhaltliche Option der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes und der Menschen usw.). Kommt die Kirche mit dieser ihrer inhaltlichen Identität öffentlich zum Zuge, oder aber bezieht sie demgegenüber kontraeffektive Identitätsanleihen, die zwar werbewirksam scheinen, aber in bezug auf die zu vertretenden Inhalte tatsächlich nicht werbewirksam sind.

11. *Was tatsächlich anzuzielen wäre, kann ich hier nur andeuten: nämlich daß die Kirche den Werbungsbegriff durchaus konstruktiv aufnimmt und unmittelbar mit dem eigenen Identitätsanliegen verklammert.* Je attraktiver und pointierter die Kirche ihre eigene Identität realisiert, desto mehr liegt darin ihre arteigene Werbung für sich selbst. Ich bin ganz sicher: dann bietet sie auch innovative Information und qualitative Unterhaltung genug. Jede Arbeit an der Werbung, die nicht zugleich Arbeit an

erzählen, meist im Austausch mit Christen, pastoralen MitarbeiterInnen, Pfarrern und Ordensleuten im lokalen Bereich der jeweiligen Aufnahmen. Beispielsweise hat Günther Strack („Mit Leib und Seele“, ZDF) auf den Medientagen 1994 begeistert davon gesprochen, daß ihm gerade diese Zusammenarbeit sehr viel gegeben habe.

der eigenen Identität ist und von ihr herkommt, ist Entfremdung, aber auch Selbst- und Fremdtäuschung. Was übrig bleibt, ist dann die in die Medienwelt gewendete fiktive Unterhaltung einer sonst wenig unterhaltsamen und spannenden realen Kirche. Fehlende Realerfahrungen werden also medial kompensiert. Die medialen Fiktionen können darüber hinaus den realen Erfahrungen nicht standhalten. Eine Zuschauerin und ein Zuschauer treffen den Nagel des Irrealen auf den Kopf. „Vielleicht sollte man künftig den priesterlichen Nachwuchs aus der Polizei und den Polizeischulen holen.“ Und: „Wenn Pfarrer Schwarz so weiter macht, wird bald halb Frankfurt bekehrt sein!“

An dieser Stelle darf auch von kirchlichen Hauptamtlichen selbst die Rede sein, die die Sendung sehen. Geht davon so etwas wie eine Vorbildwirkung aus (Ich will auch so sein!), oder herrscht eher die Resignation vor, daß man sich etwas als von der Wirklichkeit getrennte Unterhaltung „hineinzieht“, was mit dem eigenen Beruf nicht viel zu tun hat? So wurde von einigen geäußert: „Was der alles macht, dafür hätte ich keine Zeit.“ Solche Überforderung läßt dann allzuleicht übersehen, daß vieles an weniger sensationeller Seelsorge laufend geschieht. Hätte man die ZuschauerInnen selbst auf ihre Wünsche an einen katholischen Pfarrer befragt, dann hätte es wohl insgesamt ein inhaltlich differenzierteres Bild gegeben, ein Bild, das den Erfahrungen besser Stand gehalten hätte. Dies wäre so etwas wie eine Kontextualisierung der Fiktion! Wenn man die Erwartungshaltung der Leute für solche Filme vorher repräsentativ einholte, dann wäre diese Methode übrigens auch inhaltlich besser mit jenem Kirchenbild zu korrespondieren, in dem die Laien bzw. Betroffenen etwas zu sagen haben. Wenn man also die Wünsche des kirchlichen und nichtkirchlichen bzw. nicht-christlichen Publikums für solche Produkte ernst nähme und in einer Art antizipierter Volkssehnsucht nach dem Religiösen bzw. Kirchlichen einholte, dann wären solche Produkte authentische Antwortversuche, die von daher bereits einen eigenen Wert hätten: nämlich die Fremdprophetie des Volkes auch gegen die institutionellen Interessen einer ganz bestimmten Kirchenstrategie zum Zug kommen zu lassen.²⁹

²⁹ Nach dem Motto: Was ist es, was die Leute wollen? Sicher mit aller Ambivalenz dieser Wünsche, aber doch mit dem Versuch, mit den Menschen und mit sich selbst ehrlich zu sein. Demgegenüber täuschen Gefälligkeitsveranstaltungen (hinsichtlich der Kirchenmanipulation bzw. hinsichtlich der Unterhaltungsmanipulation) über das hinweg, was wirklich ist und bleibt. So sind in unserer Produktion die Probleme nicht etwa alltäglich-real, sondern müssen von ihrem Unterhaltungswert her als Krimistories dreiviertelstündig inszeniert werden.

Prüfen Sie alles, das Gute bewahrt Gegen die Euphorie über neue Formen

von Michaela Pilters

Das Bessere ist der Feind des Guten! Nach dieser Devise scheint die Diskussion um Verkündigung durch oder in Unterhaltungsserien zur Zeit geführt werden. Das Gute sind die traditionellen Sendeformen der Redaktionen in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten, das Bessere die neuen Formen besonders der Privatsender, die versuchen, in einem säkularen Umfeld religiöse Inhalte umzusetzen. Inkulturation in den Medien heißt das Schlagwort, Kreativität und Innovation werden gelobt. Endlich gelinge es, die Kirchensendungen aus dem Ghetto zu holen und eine zeitgemäße Verkündigung zu plazieren. Selbstverständlich will keiner, der sich prononciert für neue Formen ausspricht, die traditionellen dokumentarischen oder journalistischen Programme angreifen oder gar abschaffen. Dies sei niemanden unterstellt. Auch Pater Eckhard Bieger, der schon 1990 bei der Verleihung des Peter-Wust-Preises an Pfarrer Pfeiffer gefordert hatte, die Kirchenredaktionen (nennen wir sie der Einfachheit so, obwohl die meisten Kolleginnen und Kollegen diesen Begriff ablehnen) sollten einige Jahre auf Features ganz verzichten und statt dessen neue Formen entwickeln, hat auf Befragen dementiert, die journalistische Form aufgeben zu wollen. Und Ulrich Fischer verweist in seinem Artikel¹ ausdrücklich darauf, daß es bei allen Rundfunkanstalten verschiedene Facetten von Kirchenprogrammen gibt. Warum daher die Aufregung über eine von der Kirche mitfinanzierte Krimiserie? Können nicht verschiedene Formen legitimerweise nebeneinander existieren?

Das Problem besteht darin, daß die Diskussion und die Art und Weise, wie sie geführt wird, einen Paradigmenwechsel bewirkt, dessen Folgen noch nicht abzusehen sind. Beabsichtigt oder auch ungewollt werden damit Tendenzen in der Medienpastoral verstärkt, die einerseits dem veränderten Zuschauerverhalten und der gewandelten Fernsehlandschaft gerecht werden wollen, andererseits aber auch selbst zum Ende des traditionellen Programmes beitragen.

Ein Meilenstein der Diskussion ist die Begleitarbeit zur ZDF-Serie „Mit Leib und Seele“, die als die bessere Alternative zum traditionellen Feature und als neue Chance verkauft wurde, Verkündigungsarbeit zu

Dipl.-Theol. Michaela Pilters ist Leiterin der Abteilung Kirche und Leben (kath.) beim ZDF.

¹ U. Fischer, „Krimiserie mit Gottes Segen“. Reflexionen zur Sat.1-Serie Schwarz freift ein‘, in: *Communicatio Socialis* 27 (1994) 363-373, 363.

leisten. Dennoch zeigten auch da die Umfragen, daß Einstellungsänderungen gegenüber der Kirche bei den Zuschauern von „Mit Leib und Seele“ nicht nachgewiesen werden konnten und das Prestige des Pfarrerberufes durch das hohe Ansehen der Serie nicht beeinflußt wurde. Nur 10 bis 15 % der Zuschauer erwarteten Informationen über den Alltag des Pfarrers, die überwältigende Mehrheit wollte lediglich Günter Strack in dieser Rolle sehen.

Seitdem wurde viel Zeit und gedankliche Kraft investiert, um dem religiösen Gehalt dieser anderen Formen auf die Spur zu kommen. Seminare und Umfragen wurden gestartet, zahlreiche Artikel geschrieben, um die religiösen Elemente in Spielfilm, Serie und Werbung nachzuweisen. Die aktuelle Entwicklung in einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft machte die Suche umso dringlicher. „Wenn Religion in der Gesellschaft verdampft, wenn sich Religion aus dem Medium verflüchtigt, dann geht dem Ganzen des menschlichen Miteinanders eine entscheidende Dimension verloren“, mit diesen Worten begründete der Leiter der Zentralstelle Medien, Reinhold Jacobi, auf der Jahrestagung der Katholischen Rundfunkarbeit in Deutschland 1992² die notwendige Auseinandersetzung mit der Spiegelung von Religion im Fernsehen. „Wir fragen nach der medialen Präsenz von Religion. Klaffen die beiden Ebenen auseinander? Ist Spiritualität ein Fremdwort für das Fernsehen? ... Müssen wir Religiöses in den sogenannten unterhaltenden Programmen erst entdecken oder war es immer schon darin, substantiell enthalten, nur nicht geortet, sortiert, gewürdigt?“³

So verdienstvoll und notwendig die Beschäftigung mit diesen Fragen ist; die Euphorie, mit der kirchliche Medienexperten und Erwachsenenbildner sich auf diese Felder begeben, ist auch ein Indiz für die Unsicherheit gegenüber der generellen Entwicklung. Fast drängt sich der Verdacht auf, daß mit zunehmendem Verdunsten der Kirchlichkeit in der Öffentlichkeit der Nachweis erbracht werden muß, daß es ja nicht so schlecht bestellt sei mit der Religion in der Gesellschaft, wenn selbst Werbung und Unterhaltung religiöse Plots und Symbole verwendeten und überall deren Spurenelemente zu entdecken seien. Ein Trost für alle, die sich verantwortlich fühlen und sich Sorgen machen – weshalb die These bereitwillig aufgegriffen und weiterverbreitet wird.

Dabei scheiden sich bei der Beurteilung dieser Entwicklung die Geister sehr deutlich. Insbesondere die religiösen Aspekte in der Werbung stoßen auf gespaltene Resonanz. Die einen triumphieren über Nonnen als Sympatieträger für Alles-Kleber und Kreditkarten („so

² Zentralstelle Medien der DBK (Hg.), *Das Fernsehen als Spiegel der Gesellschaft: Spiegelt das Medium auch Religion?* Referate der Jahrestagung, Bonn 1993.

³ A.a.O., 8.

schlecht kann also das Image der Orden nicht sein“), freuen sich darüber, daß eine Autofirma den Schöpfungsmythos nachvollzieht, um ihrem Produkt den Glanz der Vollkommenheit zu verleihen, oder sie erbauen sich an der religiösen Sprache mancher Spots. Die anderen nehmen Anstoß an der Umwidmung von Leonardo da Vincis Abendmahl für eine Jeanswerbung, empfinden die Weihnachtskrippe aus Gummibärchen als Blasphemie und sehen es als Verunglimpfung des Glaubens an, wenn Himmel und Hölle sich über die Qualität von Autos streiten.

Was manchem schlicht als geschmacklos erscheint, verletzt andere ernsthaft in ihren religiösen Gefühlen. Während die einen für solche Akzente der Werbung nur ein Schulterzucken übrig haben, sind die anderen begeistert über die Tatsache, daß selbst eine so weltliche Branche wie die Werbung sich nicht scheue, die religiöse Bildsprache aufzugreifen. Sie sehen darin eine Bestärkung der eigenen Bedeutung. Besonnene raten zur Gelassenheit. Solange keine Blasphemie vorliege und Grundlagen des Glaubens angegriffen würden, bestehe keine Notwendigkeit zum Einschreiten. Allerdings haben manche dieser Argumentationen einen Mechanismus an sich, den jeder erfahrene Pressesprecher zu nutzen weiß. Es ist manchmal wichtiger, daß *über* ein Unternehmen geredet wird als *was* geredet wird. Ein Grund zur Euphorie über die gelungene PR ist das jedoch keineswegs.

Auf dem Kongreß über Religion und Künste am Ende des 20. Jahrhunderts, der Mitte Januar vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken und der Deutschen Bischofskonferenz veranstaltet wurde, hat Bischof Karl Lehmann auf eine Funktionalisierung und Verselbständigung religiöser Themen, Begriffe und Symbole hingewiesen. „Es ist dann außerordentlich schwierig, wenn nicht sogar peinlich, solche entwurzelten Motive gleichsam religiös wieder hoffähig zu machen und in die Welt des Glaubens zu reintegrieren ... Eine Folge davon ist, daß nicht nur die profane Welt ursprünglich religiöse, aber oft funktional verwandelte Motive aufnimmt, sondern daß der Bereich des Religiösen weltloser wird und zu schrumpfen droht.“ Lehmanns Ausführungen treffen nicht nur die allgemeine Situation, sie sind auch gültig für die Situation in den elektronischen Medien. Wenn religiöse Symbole und Strukturen sich inkulturieren, besteht zumindest die Gefahr, daß sie sich dabei verselbständigen und inhaltlich entleeren, eine Entwicklung, die man nicht verhindern kann, aber wenigstens reflektieren sollte. Weder Kulturpessimismus noch Euphorie sind diesbezüglich angebracht.

Nicht ganz so pointiert wie im Zusammenhang mit der Werbung verläuft die Diskussion bei Spielserien und Unterhaltungssendungen. Aber auch hier sind dieselben Parteiungen zu beobachten. Die stolzen Entdecker religiöser Spuren weisen mit Freude darauf hin, daß Sendungen wie „Ich bekenne“ oder „Verzeih mir“ einem Verlangen nach Vergebung entsprechen und somit einen modernen Bußritus propagierten. Die traditionsbewußten Gläubigen sind dagegen entsetzt,

wenn Robert Atzorn in seiner Pfarrerserie laut Drehbuch in unmittelbarem Umfeld einer Beerdigung mit seiner Frau schläft. Sie fühlen sich persönlich angegriffen, wenn im Rahmen eines Spielfilms negative Worte über Glauben und Kirche fallen. Den einen wird in den Serien viel zu wenig gebetet, die anderen feiern die Pfarrer- und Nonnenserien als ein *come back* der Religion im Fernsehen.

Tatsächlich eröffnen die Pfarrerserien eine neue Möglichkeit der Darstellung kirchlicher Lebenswelten und neue pastorale Perspektiven. Denn unbestritten dominierte der Seelsorger Adam Kempfert alias Günter Strack die Serie „Mit Leib und Seele“. Mit ihm und seiner Gemeinde St. Augustin war ein Bild von katholischer Gemeinde auf dem Bildschirm präsent, wie es in den herkömmlichen Dokumentationen fehlte. Verpackt in eine Spielhandlung konnten das Für und Wider der Kindertaufe gegenüber der Erwachsenentaufe erörtert werden, wurde der Zuschauer in den vermeintlichen Alltag in einem Pfarrhaus mitgenommen. Und je mehr es Günter Strack gelang, sich einen Stammplatz zu erspielen, umso theologischer konnte er argumentieren. Dies läßt sich von Staffel zu Staffel nachweisen. Auch jetzt, nachdem längst abgedreht ist, sorgt der evangelische Schauspieler mit einem Plädoyer für die Beichte für mehr Schlagzeilen, als wenn ein Gemeindepfarrer für deren Abschaffung votierte.

Doch die Gründe für diese Wirkungskraft liegen auf der Hand. Es hat den Reiz des Exotischen, des Ungewöhnlichen, und morgen lesen dieselben Menschen mit derselben Begeisterung, daß ein anderer Schauspieler ein Fan der Vollwertküche ist – echte Überzeugungsarbeit wird dabei aber nicht geleistet und wäre auch eine Überforderung. Der Priester als Serienheld ist so gut und so schlecht wie jedes andere Milieu für eine Serie, er bietet sich an, weil sich interessante und immer neue Episoden mit seiner Person verbinden lassen. Die Beliebigkeit der Serienmilieus und deren professionelle Ausbeutung durch die Drehbuchautoren spricht jedoch nicht gegen eine Pfarrerserie. Warum sollte kirchliches Milieu ausgeschlossen werden, wenn heutzutage jede gesellschaftliche Gruppe als serienfähig erscheint?

Das Motto einer Diskussion bei den Münchener Medientagen „Mit der Soutane auf Quotenjagd“ ist durchaus doppeldeutig. Nicht nur die Kirche begibt sich „in der Soutane“ auf Erfolgskurs, auch die Sender benutzen „die Soutane“ und gehen mit ihr auf Quotenjagd. Diese Instrumentalisierung kirchlicher Themen für eigene Zwecke ist in sich nichts Ehrenrühriges. Große Hoffnung, daß dies ein Dauerzustand sein könnte und ernsthafte Prozesse des Umdenkens einzuleiten vermöge, sollte man sich jedoch nicht machen. Die Werbung setzt nur solange auf Priester und Nonnen als Werbeträger, solange darin ein Sensationseffekt liegt, Aufmerksamkeit erregt wird oder gar eine Provokation dafür sorgt, daß das Produkt ins Gespräch kommt. Es geht gar nicht um die zugrundeliegenden Werbevorstellungen, sondern um einen oberflächlichen Reiz. Dasselbe läßt sich für die jeweiligen Serien nachweisen. Hier

dient die pastorale Arbeit allenfalls als Stichwortgeber für neue, spannende Episoden, die Mitarbeiter in den Gemeinden haben dramaturgische Rollen wie die des Widersachers (z.B. der etwas verknöchert wirkende Pfarrgemeinderatsvorsitzende und der Bischofssekretär), des sympathischen Clowns (der Stadtstreicher) oder der ergebenen Assistentin.

Eine ausführliche theologische Auseinandersetzung mit dem vermittelten Gemeinde- und Priesterbild ist notwendig, wird aber in diesem Heft von anderen geleistet. Von meiner Seite aus dazu nur soviel: Serien unterliegen einer eigenen Dramaturgie, sie können und wollen kein Spiegel der Wirklichkeit sein, man darf ihnen letztendlich den mangelnden Realitätsbezug nicht anlasten. Serien wären nicht erfolgreich, wenn sie nicht dem Gesetz der Seifenoper folgen würden und dem Zuschauer ein Stück heile Welt vorgaukelten. Aber gerade weil das so ist, muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die Realität eine andere ist. Das ist schmerhaft und unpopulär, und schnell ist der Journalist, der darauf verweist, als ein Miesmacher abgestempelt, der anderen ein harmloses Vergnügen vergällt mit seiner Seriosität und Ernsthaftigkeit. Massenattraktiv ist es jedenfalls nicht, daher macht sich im Sinne der Erfolgsstrategen schuldig, wer es wagt, diese Serienwelt zu kritisieren.

Auf dem Hintergrund dieser Auseinandersetzungen ist die öffentliche Diskussion um die Finanzierung der Serie „Schwarz greift ein“ durch die katholische Kirche zu verstehen. Der Pfarrer als Kriminaler, dem über die Aufdeckung der Wahrheit hinaus auch das Seelenheil der Schuldigen am Herzen liegt, hat durchaus eine Tradition als literarisches Genre, man denke nur an die Pater Brown-Filme. Kein Vorwurf an Sat.1, wenn es solche Geschichten zu einer guten Sendezeit ins Programm nimmt, denn die Zuschauer mögen Krimis, und ein Klaus Wennemann als Fahnder-Pfarrer ist ein Sympathieträger. Aber bedurfte es dazu der Anschubfinanzierung der Kirche? Für Sat.1 war es eine bequeme Möglichkeit, das vertraglich vorgesehene religiöse Kontingent endlich zu erreichen; für die Programmgestalter ein Weg, den Nachweis zu erbringen, daß man auch mit Kirchenthemen hohe Quoten erzielen kann. Atmosphärisch ist dies für die Verhandlungen mit dem Sender ein wichtiger Pluspunkt, mit dem jetzt hoffentlich gewuchert werden kann. Dennoch bleibt in der Öffentlichkeit ein schaler Nachgeschmack. Herbert Riehl-Heyse ging auf den Medientagen sogar so weit, von „Etikettenschwindel“ und „Mißbrauch der Kirchensteuermittel“ zu sprechen. Meiner Meinung nach ist der Eindruck viel fataler, die katholische Kirche springe nun selbst auf den Zug der seriellen Unterhaltung auf und beteilige sich aktiv am allgemeinen Seifenopern-Unwesen. Zu einem Zeitpunkt im Privatfernsehen in Krimiserien zu investieren, in dem beim öffentlich-rechtlichen Fernsehen aus Kostengründen die Fernsehspiele der Kirchenredaktionen abgeschafft werden, muß wie eine medienpolitische Kehrtwendung wirken, selbst wenn eine solche nicht beabsichtigt war und ist. Die vom „Institut für Kommunika-

tionsforschung und Medienarbeit' durchgeführte Publikumsbefragung⁴ zeigt aber auch, daß die Zuschauer diese Serie als Unterhaltung konsumieren und ihr keinen religiösen Hintergrund zubilligen. Nachdem sie hören, daß dafür kirchliche Gelder investiert wurden, werden sie nachdenklich, sehen es allenfalls als Investition, nicht aber als pastorale Aktion. Der Faktor Imagewerbung wird dabei überwiegend skeptisch beurteilt.

In der kirchlichen Diskussion um Programme und Programminhalte wurden bisher Aspekte des Programmarketings wenig beachtet. In Zeiten der verschärften Konkurrenz spielen bei allen Sendern jedoch planerische Aspekte eine viel größere Rolle als früher. Programm wird jedoch nicht mehr ‚aus dem Bauch heraus‘ oder ‚der journalistischen Nase nach‘ gemacht, sondern entsteht mehr und mehr am Reißbrett der Medienforschung. Eine besondere Bedeutung kommt dabei dem Programmschema zu. Um erkennbar und auffindbar zu sein, wird jeder Sendeplatz möglichst genau von seiner Farbe her definiert. Diese soll nach Möglichkeit durchgehalten werden, bei einem wöchentlichen Sendeplatz 52mal/Jahr und bei einem täglichen Sendeplatz zumindest jeden Werktag. Der Zuschauer wird als ein Gewohnheitstier betrachtet, das nicht in der Lage ist, trotz immer ausführlicherer Programmzeitschriften einen Wechsel zu verkraften. Schon ein 14tägiger Rhythmus wird nach Meinung der Medienforscher nicht mehr wahrgenommen. Die Fakten geben dieser Programmphilosophie auch recht, den floatenden Beginnzeiten oder ständige Verschiebungen sind der Feind jedes Programms und ein echter Quotenkiller. Die Konsequenzen dieser Programmierung sind allerdings, daß alles, was nicht ins Schema paßt, was eine zu geringe Frequenz hat, ganz verschwindet oder so lieblos plaziert wird, daß es ohnehin keine Chance hat – und dann nach der Art der selffulfilling prophecy als erfolglos aus dem Programm genommen werden kann. Die andere Möglichkeit besteht darin, solche Solitäre als Highlights zu verkaufen oder sie zu bündeln und unter einem gemeinsamen Obertitel in ein Schema zu pressen.

Ein durchgestyltes Programmschema hat viele Vorteile. Wer sich darin behaupten will, muß allerdings eine hohe Anpassungsleistung erbringen. Dies gilt auch für Programme mit religiösem Inhalt. Wenn es nicht gelingt, sie auf einen einheitlichen Sendeplatz zu trimmen, wie es bei der ARD mit „Gott und die Welt“ der Fall ist und beim ZDF mit „Zur Zeit“ und „37“, muß sich die Sendung der Farbe des jeweiligen Programmplatzes angleichen. Wer auf einem Sendetermin senden will, muß die Spielregeln der Erfolgsserie beherrschen; wer den Krimitermin

⁴ Fahnder und Pfarrer – mit Geld und Segen der Kirche? Akzeptanz und Bewertung der Serie „Schwarz greift ein“ bei einem repräsentativen Sample des Massenpublikums. Im Auftrag der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz durchgeführt von Rüdiger Funiock u.a., März 1994.

haben will, muß einen Krimi produzieren, wie bei Sat.1 geschehen. Der Erfolg von „Schwarz greift ein“ liegt unter anderem darin begründet, daß er auf einen Sendeplatz zugeschnitten wurde, der eingeführt ist und von den Zuschauern als Unterhaltungs- bzw. Krimitermin akzeptiert ist. Wenn Ulrich Fischer behauptet, den ZDF-Kirchenserien seien Spitzensquoten versagt geblieben, – gleichzeitig aber darauf verweist, welch hohe Akzeptanz die eigene Serie beim Publikum erhalten hat – insinuiert er damit, daß das eigene Produkt eben das bessere ist, vergleicht aber Äpfel mit Birnen. Vergleichen kann man aber nur gleichwertige Sendeplätze. Wer um 20.15 Uhr senden kann, zur absoluten Primetime und durch die entsprechende Vorpresse ein Medienereignis schafft, geht anders an den Start als die Kollegen, die auf die Programmänderungen verwiesen werden und gleichsam unter Ausschluß der Öffentlichkeit senden.

Die Gründe, warum ZDF-Kirchenserien schlechter plaziert wurden, sind vielfältig. Da gab es interne Rivalitäten und Qualitätsgründe, die mit dem niedrigen Etat und der geringen Frequenz der Serie zusammenhingen (auch nicht jedes Fernsehspiel der ‚Abteilung Fernsehspiel‘ ist ein Knüller, nur können die Highlights bei mehr Masse besser herausgestrichen werden). Daß aber auch unsere Sendungen auf einem Platz in der Primetime reüssieren können, bewies der Film „Judith“ mit Barbara Auer in der Titelrolle, an einem Montag, um 19.25 Uhr aus Verlegenheit ins Programm genommen und durchaus erfolgreich.

Vom mangelnden Mut zur populären Serie kann seitens der Redaktion nicht die Rede sein, wohl aber von einer anderen Akzentsetzung. Schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt, als der Erfolg der „Schwarzwaldklinik“ auf seinem Höhepunkt war, haben wir darüber diskutiert, ob wir jetzt das „Pfarrhaus im Schwarzwald“ produzieren sollten. Ganz bewußt haben wir uns damals dagegen entschieden. Wenn zwei das Gleiche tun, ist es nämlich lange nicht das Gleiche. Wie die Erfahrung zeigt, wurden „Mit Leib und Seele“ und „Schwarz greift ein“ sehr wohlwollend aufgenommen, weil man dem Genre einer Unterhaltungsserie manchen Fehler im Detail verzeiht. Der Fachredaktion würde dieselbe Machart dagegen übelgenommen – eine Erfahrung, die Ulrich Fischer seit „Schwarz greift ein“ wohl nur bestätigen kann.

Ich sehe auch unsere Aufgabe nicht darin, den Unterhaltungsabteilungen und Serienredaktionen Konkurrenz zu machen. Wenn es attraktive Serienstoffe aus dem Raum der Kirche gibt, werden diese auch ohne Zutun von Kirche und Fachredaktion aufgegriffen, was die Pfarrerserien in ARD und ZDF ebenso beweisen wie das Auftauchen kirchlicher Gesprächspartner in Talkshows und ähnlichen Unterhaltungssendungen. Wir können darauf vertrauen, daß die Kolleginnen und Kollegen anderer Programmsparten die kirchliche Realität nicht ausblenden, wenn sie attraktiv ist und in das jeweilige Genre paßt, sei es Nachrichtenmagazin, Reportage oder Talkshow. Aufgabe kirchlicher Partner muß es sein, auch für solche Sendungen

offen zu sein und im Rahmen der dort vorgegebenen Spielregeln mitzuwirken.

Von den Fachredaktionen und von Sendungen, die von der Kirche selbst finanziert werden, darf jedoch anderes erwartet werden. Wie die zahlreichen Ärzteserien niemals das Gesundheitsmagazin „Praxis“ ersetzen können, so sind Pfarrer- und Nonnenserien kein Ersatz für dokumentarische und journalistische Formen. Mag dem Hartmannsbund der sympathische Serienarzt, der für jeden Patienten alle Zeit der Welt hat, lieber sein als der kritische Bericht über unpersönliche Aftfertigung in den Wartezimmern, und mag kirchlichen Vertretern ein Pfarrer Kempfert willkommener sein als eine Dokumentation über den Zölibat – die Korrektur der schönen heilen Welt der Serie durch journalistische Informationsprogramme ist nötiger denn je. Wir können nicht einen zunehmen Realitätsverlust durch Serien beklagen und gleichzeitig den Programmen, die sich um einen Ausgleich bemühen, die Berechtigung absprechen oder ihnen das Wasser abgraben.

Ulrich Fischer irrt, wenn er glaubt, es sei für alle Rundfunkredaktionen unproblematisch, „kirchliche Würdenträger“ zu Fachdiskussionen in eher konventionelle Kirchenprogramme zu bitten, während es unmöglich sei, dieselben Gesprächspartner in Talkshows mit Kirchenkritikern an einen Tischen zu bekommen. Auch hier ist der eingangs erwähnte Paradigmenwechsel voll im Gange. Auch kirchliche Würdenträger haben längst das Gesetz der Quote erkannt und lassen sich manchmal lieber von mangelhaft vorbereiteten und im theologischen Bereich inkompotenten Kollegen interviewen, die aber das größere Publikum versprechen, als sich den Fragen der Fachredaktionen zu stellen. Die Unlust von Bischöfen, sich mit Kritikern an einen Tisch zu setzen, gilt dagegen für alle Programmarten in gleicher Weise.

Pater Bieger verweist in seinem Artikel zu Recht auf die Problematik, daß kirchlicherseits Nachrichtensendungen einen höheren Prestigewert haben und Unterhaltungssendungen das größere Publikum versprechen. Auch er ist der Meinung, das Engagement der katholischen Kirche bei „Schwarz greift ein“ verstärke den Eindruck, „daß die Kirche selbst nicht mehr auf die Kirchenredaktionen setzt“⁵. Die Behauptungen, die Kirchenredaktionen seien gerade besonders bischofsorientiert und hätten wesentlich zur Etablierung des Konstruktur „Amtskirche“ beigetragen, ist meiner Meinung nach jedoch nicht haltbar. Denn in den Features haben Kolleginnen und Kollegen sich bewußt bemüht, ein Gegengewicht zu den Nachrichtensendungen zu schaffen, in denen tatsächlich eine fatale Tendenz besteht, Kirche mit Papst und Bischöfen zu identifizieren: und dies oft genug gegen die

⁵ E. Bieger, Können Unterhaltungssendungen religiöse Inhalte transportieren?, in: *Communicatio socialis* 27 (1994) 374–383, 376.

Meinung mancher Zuschauer, die sich ein wegweisendes Wort des Bischofs zu diesen Fragen erhofft hätten und auch gegen die Erwartungen mancher Kirchenleute, die Unverbindlichkeit und Beliebigkeit beklagten, wenn nicht der zuständige Sachverständige auftrat, sondern Volkes Stimme ins Bild gesetzt wurde.

Auf dem Umweg über die Frage „bischofsorientiert“ oder nicht, sind wir zu einer elementaren Frage für die Beurteilung religiöser Programme gekommen: Wodurch wird ein Programm religiös? Pfarrer, Nonnen, Bischöfe und Papst erfreuen sich bei den Programmamachern aller Sparten deshalb großer Beliebtheit, weil sie allein durch ihr Äußeres und ihre Funktionszuweisung als Indikatoren für Religiosität gelten. Da braucht nicht erst lange erklärt zu werden, der Zusammenhang ist so offenkundig, daß jeder Zuschauer weiß, mit wem er es zu tun hat. Gottes Bodenpersonal hat noch die *corporate identity*, auf die man eine Filmdramaturgie aufbauen kann. Ähnliches gilt für kirchliche Institutionen. Kann man darauf verweisen, daß die Mitternachtsmission der Diakonie sich um die Damen der Nacht kümmert, ist das Thema Prostitution im Rahmen der Kirchenredaktion selbstverständlich zu rechtfertigen. Der alte Witz von Fritzchen in der katholischen Schule, der hinter jedem Eichhörnchen das liebe Jesulein vermutet, läßt sich auf die Fernsehprogramme wunderbar übertragen: sollen sie als religiös erkennbar sein, muß das liebe Jesulein irgendwie auftauchen.

Explizite oder implizite Religiosität? Diese uralte Frage, die sich im Alltag des Programmamachers immer wieder stellt, ist meiner Meinung nach der Schlüssel für die Möglichkeiten, religiöse Inhalte zu transportieren. Gut gemachte Pfarrerserien sind deshalb erfolgreich, weil sie explizit den Zusammenhang zur Verkündigung herstellen. Implizit religiöse Serien werden vom Zuschauer nicht als solche identifiziert und entsprechend eingeordnet, auch wenn die inhaltliche Auseinandersetzung durchaus erfolgt. Das Erstaunen vieler Zuschauer darüber, daß die von ihnen als so interessant eingestufte Dokumentation von der Kirchenredaktion verantwortet wurde, ist nicht per se ein Kritikpunkt, sondern kann auch ein Indiz für gelungene implizite Vermittlung religiöser Fragen sein. Allerdings muß das Ringen um ein eigenständiges Profil der Kirchenredaktionen an diesem Punkt ansetzen. Für den ‚zappenden‘ Zuschauer spielt es in der Regel keine Rolle, wer der Absender eines Programms ist, solange dieses informativ, ansprechend und unterhaltend ist. Er bleibt beim ‚Wellenreiten‘ dort hängen, wo ihm für seine augenblickliche Verfassung das beste Programm geboten wird, seien es Spannung oder Entspannung, journalistische oder fiktionale Formen. Wer sich jedoch gezielt eine Meinung bilden möchte, Fernsehen auch als Informationsmedium für kirchlich-religiöse Fragen nutzen will, der braucht einen erkennbaren, wiederkehrenden Sendeplatz, der explizit als religiös geführt wird. Dies aufzugeben, wie es bei öffentlich-rechtlichen wie privaten Sendern tendenziell angestrebt wird, heißt die Zielgruppe der an religiösen Fragen interessierten Zuschauer nicht mehr ernstnehmen, sie als Minderheit abqualifizieren.

Daß Fernsehsendungen gleich welchen Genres religiöse Inhalte transportieren können, wenn es sich um explizite Religiosität handelt, braucht nicht diskutiert zu werden, es ist evident. Aber sogar dort, wo Religion offen benannt wird, muß noch lange kein religiöser Film vorliegen. „Es genügt also nicht, einen Film zu einem religiösen zu machen, indem dezidiert religiöse Inhalte in ihm verpackt werden. Entscheidend ist vielmehr, welche Funktionen diese Inhalte erfüllen und welche Bedeutung sie für den Rezipienten haben.“⁶ Da gesamtgesellschaftlich die Bedeutung religiöser Inhalte für ein Massenpublikum immer weniger gegeben ist, Assoziationen und Kenntnisse nicht länger vorausgesetzt werden können, sind die Chancen einer impliziten Vermittlung in den letzten Jahren deutlich geringer geworden. Will man sich nicht zufrieden geben mit einer Religiosität, die „JC“, irgendwie christlich ist, wie Martin Thull in der Herderkorrespondenz behauptet⁷, darf denen, die sich noch darum bemühen, solide Arbeit zu leisten, nicht ständig vorgeworfen werden, sie seien altmodisch und gäben sich mit Minderheiten zufrieden, während doch das große Publikum erreicht werden müsse und könne. Die journalistischen Programme müssen weiterhin die Grundlage und Korrektur liefern, damit die Deutungshorizonte für Serien (implizit oder explizit) nicht verloren gehen.

„Prüfet alles, das Gute behaltet“ heißt es im Thessalonicherbrief. In einer sich wandelnden Medienlandschaft ist es notwendig, die sich daraus ergebenden Chancen zu prüfen und aktiv mitzugestalten. Es wäre jedoch fatal, die vorhandenen Strukturen und Möglichkeiten über Bord zu werben, um eines Augenblickserfolges willen. Sonst steht die Medienarbeit am Ende mit leeren Händen da, wenn mit der Soutane keine Quoten mehr gefangen werden können und wieder Förster statt Nonnen die Serienwelt bevölkern.

⁶ Fritz Oser/Anton Bucher, Wieviel Religion braucht der religiöse Film?, in: „Das Gute muß immer gewinnen“, München 1992, 58.

⁷ Martin Thull, Sakralisierung des Profanen. Wie Religion und Kirchen im Fernsehen vorkommen, in: HerKorr 6/94, 300-304.

Eine Außenansicht von Kirche

Zum Gemeindebild der Serie „Schwarz greift ein“

von Josef Müller

1. Das Gesetz der „Serie“

„Schwarz greift ein“ ist eine (nach dem Abspann von der IFAGE „in Zusammenarbeit mit den Kirchen“) für Sat.1 produzierte Serie, deren Bilder, Dialoge, eingespielte Musik weniger unter filmästhetischen Gesichtspunkten, sondern einzig und allein vom Standpunkt ihres Unterhaltungswertes zu beurteilen sind. So bestätigt auch die folgende Analyse und Interpretation Tendenzen, die von Kritikern und Kommentatoren der Serie in einschlägigen Veröffentlichungen bereits mehrfach angemerkt wurden: Die Zuschauer sollen unversehens in den Bann der einzelnen Krimistorys einbezogen werden. Eine Serie, die so konzipiert werden mußte, daß Zuschauer des Hauptabendprogramms nicht ab- oder umschalten, greift zu erzählerisch-unterhaltsamen und stilistisch vereinfachenden Mitteln der Darstellung. Weiter- und vor allem tiefergehende Absichten können deshalb nicht zum Zug kommen. Das Produkt muß so angelegt sein, daß es sich im Programmumfeld zu behaupten vermag. Die Regisseure haben sich den Gesetzmäßigkeiten des Genres und der Branche zu unterwerfen. Ist es insofern nicht müßig, nach tieferen Bedeutungsgehalten zu fragen? Die Tendenz ist nicht zu erkennen, daß sich Intentionen der Serie u.U. neben der – oder vielleicht sogar gegen die – Zielvorgabe der mitfinanzierenden kirchlichen Stellen verselbständigen. Die einzelnen Geschichten stehen unter dem Zwang der Attraktivität der ganzen Serie.

Die Frage nach dem Gemeindebild betrifft somit nicht in erster Linie Qualität oder Defizite des filmisch Handwerklichen. Gelegentlich wird gut gespielt; die einzelnen Folgen sind technisch mehr oder weniger gut montiert. Es wird von eingängiger Musik Gebrauch gemacht. Insgesamt versuchen die Regisseure, ihre Geschichte spannend zu inszenieren. Daß das Zuschauerinteresse zu- und abnimmt, ist eine Reaktion auf die Produktionsqualität der jeweiligen Folge der Serie.

Für die Interpretation der Serie im Hinblick auf das darin enthaltene Gemeindebild beziehe ich mich auf exemplarisch ausgewählte Folgen, in denen typische Einzelemente des Puzzles der ganzen Serie gut zusammenzukommen scheinen: „Blinde Wut“, „Der Mann ohne Namen“ (Regie: Bodo Fürneisen), „Das Geheimnis der Uhr“ und

Prof. Dr. Josef Müller ist Ordinarius für Pastoraltheologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br.

„Die Macht des Wortes“ (Regie: Peter Carpentier). Dabei hängt es mit der Komplexität der Serie zusammen, daß die getroffene Auswahl stets Gefahr läuft, bei verkürzenden Perspektiven zu landen.

2. Kirche mit Unterhaltungswert?

In der raschen Folge von Bildern, die über den Bildschirm flimmern, diktiert der Markt die Bedingungen. Die einzelnen Folgen spielen zwar vordergründig auch in der Frankfurter St. Antonius-Gemeinde, im wesentlichen jedoch immer wieder im Rotlicht-Milieu, wobei der Betrachter unschwer feststellen wird, daß Szenarien des Milieus teilweise gar nicht schlecht getroffen sind, auch wenn die Bildsprache gelegentlich konfektioniert und etwas abgenützt erscheint: Für den versierten Fernsehzuschauer ist allzuviel vorhersehbar. Dramatisch geplante Höhepunkte wirken oft unfreiwillig komisch. In diesem Kontext gibt es dann auch den Pfarrer Schwarz: fair, offen, menschlich, fast kumpelhaft. Auf ihn kann man sich verlassen. Man weiß, wo man mit ihm rechnen kann, woran man mit ihm ist. Die Zuschauer werden zum „Kumpel“ des Titelhelden, der lediglich die Aufgabe zu haben scheint, Kriminalfälle zu lösen. Die Welt des Genres braucht ihre Bilder, ihr Vokabular.

Dennoch oder gerade deshalb stellt sich die Frage: Soll und darf sich die Kirche so „verkaufen“? Um in der Welt der Serien vorzukommen, muß nach deren Spielregeln vorgegangen werden. Diese Anpassung hat jedoch ihren Preis. Kann die Kirche so auf ihr zunehmendes Verschwinden im öffentlichen Bewußtsein reagieren?

Welchen Sinn macht es unter diesen genannten Voraussetzungen, in einzelnen Folgen der Serie nach dem in der Serie anzutreffenden oder nicht vorhandenen Kirchen- bzw. „Gemeinde“-Bild zu fragen? Entspricht das Bild der in der Serie gezeigten St. Antonius-Gemeinde, die gelegentlich mit Kurz-Sequenzen aus Gottesdiensten oder Gemeindefesten ins Bild gesetzt wird, nicht genau jener Vorstellung einer „Leute-Religion“, die Zeitgenossen haben, die sich nur partiell für Kirche interessieren und via Bildschirm gelegentlich an einem Gottesdienst oder einem kirchlichen Ereignis Anteil nehmen?

Das der Serie zugrundeliegende Gemeindebild entspricht u.a. jenen Vorstellungen, wonach Kirche – und damit ihre Repräsentanten, vor allem die Pfarrer – für die Probleme der Menschen da zu sein haben. Gemeinde bleibt auf wenige Schlüsselfiguren: Pfarrersekretärin, Organist, Mesner, Meßdiener beschränkt. Gemeindemitglieder haben in erster Linie dem Pfarrer zuzuarbeiten. Gottesdienste – mit den wenigen Mitfeiernden – hinterlassen ein eher schales Gefühl.

Insgesamt vermittelt die Serie viele Klischees: den sympathischen Pfarrer, ein Mann für alle „Not-Fälle“, ein typischer „Sozialarbeiter“, der

alles kann, gelegentlich sogar positive Assoziationen weckt, wenn die Probleme nicht zu sehr ins Detail gehen. Denn – wie gesagt – außer dem Lösen von Kriminalfällen hat der Pfarrer eigentlich wenig zu tun. Zur Abfolge von Klischees passen auch die folgenden: Barmherzigkeit siegt über Gerechtigkeit; blinde Wut muß ins Leere laufen. Insgesamt erscheinen Kirche und Gemeinde im Rotlicht-Milieu wenn nicht als katholisch eingefärbtes „Polizeirevier“, dann auf jeden Fall als hilfreich tätige „Sozialstation“.

3. Wieviel Gemeinde-Realität verträgt eine Krimiserie?

Was bedeutet es, wenn Figuren aus der Drogenszene und der Welt der Zuhälter und Hehler mit ihren „Regeln“ von Konkurrenz und Rivalität, Gewalt und Gegengewalt, von gebändigter Mordlust u.ä. auf einen katholischen Pfarrer treffen? Wird hier nicht ein Bild von einem Kirchenvertreter fixiert, den es so im Alltag nicht gibt? Gewöhnt sich das Denken nicht an Abläufe, die im Leben von Gemeinde so nicht existieren? Eignet sich der gemeindlich-kirchliche Hintergrund dazu, das „Unter-Futter“ einer Kriminalstory abzugeben, bei der Spannung und im gewissen Sinn sogar Authentizität gewahrt bleiben soll? Wieviel Realität von Gemeinde kann in eine konstruierte Krimi-Handlung integriert werden? M.E. vermitteln die Folgen der Serie eine Außenansicht von Kirche, die mit jener Wirklichkeit, wie sich das Leben in der Gemeinde abspielt, eher wenig zu tun hat.

Sicherlich sind Gemeinden Orte, an denen man gewaltlos miteinander umgehen, aufeinander vertrauen, einander dienend zuvorkommen soll. Aber können dies einzelne allein schaffen? Besteht nicht der Irrtum mancher Christen unserer Tage darin, daß sie glauben, in der Mentalität von „Einzelkämpfern“ leben zu können? Der einzelne bewirkt nichts. So hat Jesus seine Gemeinde nicht gewollt, wie Pfarrer Schwarz die gesamte Verantwortung ständig allein tragen zu müssen – und zu können! – scheint.

Andererseits entspricht es einem bestimmten Ideal, wie es auch von anderen christlich inspirierten TV-Serien suggeriert wurde (vgl. „Mit Leib und Seele“ mit dem Idealpfarrer Kempfert), daß Menschen mit den Kleinigkeiten ihrer alltäglichen Familiensorgen den Pfarrer in Anspruch nehmen; und er schenkt ihnen seine Zeit. Das ganze Leben ist in Kleinigkeiten enthalten. Kleinigkeiten sind es, die für einen Seelsorger den gleichen Wert besitzen wie Probleme mit höheren, ungleich schwierigeren Anforderungen.

4. Eine zu wenig genützte Chance

Angesichts der Tatsache, daß in Deutschland immer weniger Menschen einer der großen christlichen Kirchen angehören, ist die Medienpräsenz von Kirche und Gemeinde eine große Herausforderung. Die in der Serie

„Schwarz greift ein‘ überwiegenden Krimi-Motive verdrängen jedoch mögliche tieferliegende – u.U. sogar religiöse – Aussagen. Gemeinde wird zur „Staffage“, gemeindliche Accessoires stehen in der Gefahr, uminterpretiert zu werden. Insofern bleibt es im Rahmen der Serie beim – vielleicht gutgemeinten – Versuch, Elemente von Mitmenschlichkeit zu transportieren. Wer die Serie in einzelnen Folgen oder auch regelmäßig verfolgt, gewinnt keinen unmittelbaren Zugang zur Realität von Kirche und Gemeinde. „Versatzstücke“ aus dem Repertoire von Gemeinde suggerieren dem flüchtigen Zuschauer, einzelne Folgen könnten u.U. etwas mit dem Alltag von Christinnen und Christen zu tun haben. M.E. ist aber die Wiedererkennbarkeit einer konkreten Ortsgemeinde gleich ‚null‘.“

In medial vermittelten Bildern könnte Kirche ins Blickfeld kommen, ohne daß zuviele Einzelheiten dargestellt werden müssen, und ohne daß sich Akzente derart verschieben: Die einzelnen Folgen haben sehr viel Klischee- und Formelhaftes an sich: „Du kannst in dieser für dich undurchsichtigen und aussichtslosen Lage nichts tun, aber ich kann etwas für dich tun – nach dem Grundmuster: „Es gibt keinen Grund zu verzagen, du mußt nur rechtzeitig Pfarrer Schwarz um Hilfe fragen.““ Es gilt auf die Gefahr(en) zu achten, daß mit allzu massiv aufgetragenen Klischees nichts erreicht ist, wie z.B. dem – gar noch laut für sich allein – brevierbetenden Pfarrer oder der stets hilfsbereiten Pfarrersekretärin, die immer noch auf ihren „Prinzen“ wartet.

Zwar ist, wie schon gesagt, jede Auswahl ein Stück Willkür, aber gerade, wenn das Milieu einer Gemeinde gezeigt werden soll, ist ein anderer Stil der Darstellung gefordert.

Der Alltag im Leben der christlichen Gemeinde ist bunter und differenzierter als in der Serie erkennbar: Gemeinden machen sich solidarisch mit den Freuden und Hoffnungen, mit den Sorgen und Ängsten der Menschen (vgl. die Pastoralkonstitution des II. Vatikans). Miesmacher waren und sind in den Gemeinden in der Regel nicht gefragt. Im Sinne der immer wieder angestrebten „Geschwisterlichkeit“ versuchen Gemeinden, den „kleinen Leuten“ Mut zum Leben zu vermitteln; denjenigen, die oft ohne Hoffnung leben, denen das Recht verweigert wird, ihre eigene Geschichte zu schreiben und zu gestalten.

Den Schöpfern der Serie fehlt es m.E. am inneren Gespür für die tragenden Kräfte im Leben der Gemeinde, wie diese im Alltag von Menschen in ganz alltäglichen Geschichten (Storys?) sichtbar werden. Wenn die These von Hans Urs von Balthasar richtig ist: „Glaubhaft ist nur Liebe“, muß im Erscheinungsbild von Kirche und Gemeinde die tragende Mitte des Christlichen zum Aufleuchten kommen, die mit der Praxis Jesu zu tun hat, die Christen in seiner Nachfolge zu leben versuchen. Davon aber ist in der Serie Schwarz greift ein‘ nichts zu spüren.

Der Pfarrer als Hauptdarsteller

Anmerkungen und Fragen zum Priesterbild der Sat.1-Serie „Schwarz greift ein“

von Hermann Wieh

Das Image des Priesters in der Bundesrepublik Deutschland ist zwiespältig. Umfragen belegen, daß die katholischen Priester im allgemeinen Urteil der Bevölkerung ziemlich schlecht dastehen. Andererseits ergibt sich im Nahbereich – dort wo Menschen Priestern persönlich begegnet sind – ein überraschend positives Bild. Was liegt näher, als das Priesterbild in der öffentlichen Meinung ein wenig aufzupolieren?

Nun weiß man wenig über die Motive der Deutschen Bischofskonferenz, die Sat.1-Serie „Schwarz greift ein“ mit 1,6 Mio. DM zu unterstützen. Sehr viel mehr aber weiß man über die Vorstellungen der Bischöfe vom Dienst und Leben des Priesters. Auch über die realen Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Priester gibt es mancherlei Untersuchungen und Erfahrungen. Beide – das Ideal und die Realität – müssen als Maßstab dienen, wenn das Filmbild des Pfarrers Schwarz angemessen beurteilt werden soll. Damit das nicht ohne konkreten Hintergrund geschieht, wurden einige Filme (incl. Pilotfilm) mit einer Gruppe von Priesteramtskandidaten angeschaut und besprochen, die kurz vor der Diakonenweihe und damit vor ihrem ersten Einsatz in der Gemeinde stehen. Sie haben sich naturgemäß intensiv mit dem Ideal und der Lebenswirklichkeit des Priesters beschäftigt und können als wirklich kritische Betrachter der Serie bezeichnet werden.

Folgende Leitfragen sollen die Thematik gliedern:

- Welches Priesterbild verkörpert Pfarrer Schwarz?
- In welchem Verhältnis steht dieses Priesterbild zum theologischen Ideal und zur kirchlichen Realität?
- Wie lassen sich Fernsehbild, Ideal und realer priesterlicher Lebensalltag zusammenbringen? Ergeben sich Konsequenzen für Priester im Fernsehen und in der Realität?

Dr. theol. Hermann Wieh ist Regens des Bischöflichen Priesterseminars in Osnabrück und stellvertretender Vorsitzender der deutschsprachigen Regentenkonferenz.

1. Grundlinien des dargestellten Priesterbildes

1.1 Pfarrer Schwarz als Sympathieträger

Pfarrer Schwarz ist sympathisch. Daran gibt es gar keinen Zweifel. Wenn er mit viel Schwung die Treppen herauf- oder heruntereilt und etwas gehetzt, aber immer freundlich die Menschen anspricht: Ja, so wünscht man sich einen glaubwürdigen Priester. Sein schwarzer Kragen ist nicht Symbol für Distanz oder Unterkühlung, sondern Zeichen des Besonderen: eine interessante Mischung zwischen Fortschritt und Moderne, zwischen Traum und Wirklichkeit. Das kommt an.

Allerdings: „Ich bin weder so schnell, noch so schön wie Pfarrer Schwarz. Kann ich dennoch Priester werden?“ Die nicht nur polemische Frage eines der zukünftigen Priester trifft durchaus ins Schwarze. Wenn der Typus ‚Pfarrer Schwarz‘ der Maßstab ist, müßte man die meisten der gegenwärtigen Priesteramtskandidaten entlassen. Denn von diesem Typ gibt es nur ganz wenige. Aber als Verantwortlicher in der Priesterausbildung bin ich auch nicht sicher, ob wir mehr davon brauchen. Denn die massenmediengerecht aufgearbeitete Priesterfigur ist geprägt von jener Sympathie, wie sie ein erfolgreicher und dynamischer Schauspieler genießt. Wenn es an den Ernst des Lebens geht, sind aber andere Sympathieaspekte wichtiger: Vertrauenswürdigkeit, Diskretion, ein mitfühlendes Herz und das freundliche Zugehen auf andere Menschen. Natürlich: Pfarrer Schwarz besitzt auch diese Eigenschaften. Er genießt eine hohe Glaubwürdigkeit und lässt sich von den ihn umgebenden Versuchungen (schnelle Autos, schöne Frauen, Alkohol oder gar Drogen) nicht verführen. Aber kann ein einziger Mensch so viele gute Eigenschaften auf einmal besitzen? Zum Glück sind die Gemeinden mit den konkreten Schwächen der Priester ziemlich nachsichtig. Wenn es um echten Rat geht, wird nicht der Perfekte gesucht, sondern der Verständige. Viele Schwächen werden übersehen, wenn guter Wille vorhanden ist. Pfarrer Schwarz ist ein zu strahlendes Vorbild. Die Wirklichkeit sieht erheblich differenzierter aus. Ob sich solche Differenzierungen wirklich nicht fernseh- und zuschauergerecht darstellen lassen?

1.2 Pfarrer Schwarz als sozialer Aktivist

Fernsehen bedeutet Aktion. Pfarrer Schwarz ist ganz bewußt nicht kontemplativ gezeichnet, sondern aktiv und eingreifend. Kommentierend schreibt Ulrich Fischer, der Kirchliche Beauftragte bei Sat.1: „Fernsehpfarrer Schwarz weiß, daß Scheitern zu den Grunderfahrungen auch seines Lebens gehört. Deshalb resigniert er nicht, sondern greift ein – wenn Opfer bei ihm seelsorgliches Verständnis und tatkräftige Hilfe zum Beweis der eigenen Unschuld suchen, aber natürlich auch, wenn die Täter um Vergebung der Schuld bitten.“¹ So weit, so gut.

¹ U. Fischer, „Krimiserie mit Gottes Segen“. Reflexionen zur Sat.1-Serie ‚Schwarz freift ein‘, in: *Communicatio Socialis* 27 (1994) 363-373, 369

Aber sind die eingreifenden (und oft sogar ergreifenden) Reaktionen von Pfarrer Schwarz wirklich die typischen Reaktionen eines Seelsorgers? Vordergründig sicherlich, wenn er z.B. den kleinen Strolch, nachdem dieser sein Unrecht eingesehen hat, vor der Polizei entkommen läßt, oder wenn er sich mit großer Zähigkeit um die Prostituierte kümmert, die aus dem Milieu aussteigen und neu anfangen will. Was aber unterscheidet Pfarrer Schwarz von einem aktiven christlichen Sozialarbeiter? Nochmals Ulrich Fischer: „Dramaturgisch gewichtig: Die Darstellung des Pfarreralltags wird minimiert zugunsten der Spielhandlung. Wenn z.B. Predigten in den Serienfolgen nur kurz ‚eingespielt‘ werden, dann, weil der Inhalt dieser Verkündigung sich dem Zuschauer aus der den einzelnen Folgen jeweils zugrunde liegenden Handlungen erschließt.“² Der Preis dieser Methode ist, daß Pfarrer Schwarz als ständig Handelnder erscheint, als Aktivist in Sachen soziale Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Verringerung der Kriminalitätsrate in seinem Stadtbezirk.

Ohne Zweifel gehört ein intensives soziales Engagement zum Wesen des christlichen Lebens. „Aber muß ich dafür fünf Jahre Theologie studieren und zölibatärer Priester werden?“ fragen die zukünftigen Kapläne und Pfarrer. Wahrscheinlich kann man die innere Motivation eines Menschen, der sich zum Priesterberuf entschließt, nur schwer auf dem Bildschirm darstellen. Aber eines ist allen Betroffenen klar: „Ohne einen lebendigen Glauben könnte ich niemals Priester werden.“ Sicherlich würde auch Pfarrer Schwarz diesen Satz unterschreiben. Nicht umsonst hat er seinen Beruf als Kriminalist aufgegeben und die entscheidungsreiche Ausbildung zum Priester absolviert. Und manchmal findet man auch seine innerste Motivation in äußereren Formen dargestellt; etwa wenn er beim Amtsantritt in Frankfurt zuerst in die Kirche geht und dort betend niederkniet. Aber im Alltag ist wenig von Spiritualität, Gebet und Gottesbeziehung zu spüren. Gerade die aber erwartet auch die Gemeinde von einem ‚Geistlichen‘. Dazu kommt: Ohne ein stabiles inneres Glaubensfundament wird auch das gut gemeinte Reden und Handeln des Priesters sehr schnell hohl und ausgebrannt. Wird es eine Serienfolge geben, die sich mit dem ‚Burned-out-Syndrom‘ bei Pfarrer Schwarz beschäftigt?

1.3 Pfarrer Schwarz und seine Gemeinde

Zur Gemeinde, für die sich Pfarrer Schwarz verantwortlich weiß, zählen nicht nur die regelmäßigen Kirchenbesucher. Im Gegenteil: Diese werden eher als übriggebliebener Rest in einer viel zu großen Kirche dargestellt. Pfarrer Schwarz geht es um alle Menschen in seinem Stadtbezirk, vor allem um die Außenseiter und Zu-kurz-Gekommenen. Er will die Kirche in einer modernen Zeit attraktiv machen und geht dazu unkonventionelle Wege.

² Ebd., 370.

Und die Gemeinde? Sie folgt ihrem Pfarrer auf seinen ungewohnten Wegen teils skeptisch, teils beeindruckt von den mit Charme und Engagement servierten Vorgaben. Insgesamt aber dient die Gemeinde vor allem als Staffage, als eher langweilige Kulisse, vor der die Aktivitäten des Pfarrers umso leuchtender hervortreten. Auch die Mitarbeiter und der Gemeinderat sind nicht Partner des Priesters, sondern Zuträger, die im Vergleich zum alles überragenden Pfarrer nicht wirklich mithalten können. Ist eine solche Rolle auf Dauer befriedigend?

„Wozu reden wir denn ständig von Kooperation und Gemeinschaft, wenn am Schluß der Pfarrer doch tut, was seinen Vorstellungen von moderner Gemeinde entspricht?“ In der nachkonziliaren Priesterausbildung gibt es mancherlei Bemühen, die Kooperations- und Kommunikationsfähigkeit der jungen Leute zu stärken. Die Arbeitsmethoden von Pfarrer Schwarz zielen genau in die gegenteilige Richtung. Im Pilotfilm klagt der gestreite Gottesmann über seine früheren Kollegen: „Hat sich in den zehn Jahren überhaupt nichts geändert? Ich muß immer noch alles allein machen.“ – Wahrscheinlich hätte er sich ändern müssen.

2. Eine Zwischenüberlegung: Das Priesterbild in Theologie und kirchlicher Wirklichkeit

2.1 Der Priester und sein Leitungsstil

Mit den Beschlüssen den II. Vatikanums hat sich in der katholischen Kirche nicht nur das Bild der Kirche, sondern auch die Vorstellung von Dienst und Leben des Priesters ganz wesentlich verändert. Galt der Priester vor dem Konzil vor allem als kultischer Mittler zwischen Gott und den Menschen, so hat das II. Vatikanum seinen Auftrag mitten in das Volk Gottes hineinverlegt. So wie die Kirche als ‚Volk Gottes‘ auf dem Weg hineinverwoben ist in die Hoffnungen und Ängste des modernen Menschen³, so ist auch der Priester mitten hineingestellt in das wandernde Gottesvolk und hat für dessen Zurüstung bestimmte Dienste und Aufträge zu erfüllen. Entsprechend heißt es 1992 im „Schreiben der deutschen Bischöfe über den priesterlichen Dienst“: „Durch die Priesterweihe werden wir Jesus Christus, dem guten Hirten, in besonderer Weise gleichgestaltet, damit wir in seinem Auftrag und ausgerüstet mit seinem Geist in seiner Person und nach seinem Vorbild Hirten sind für die Menschen und für die uns anvertrauten Gemeinden (vgl. 1 Ptr 5,2-3).“⁴ Dabei darf das Bild vom Hirten nicht autoritär mißverstanden werden. In den „neutestamentlichen Texten ist nichts von hierarchischem Triumphalismus oder autoritärer Überheblichkeit

³ Vgl. Pastoralkonstituion „Gaudium et spes“, Nr. 1.

⁴ Nr. II, 4.

zu spüren, wohl aber von einem besonderen Auftrag hingebungsvoller, einheitsstiftender Leitung und einer Indienstnahme für das Evangelium, die ihren Grund in der besonderen Sendung durch Christus hat“⁵.

Und der Alltag des Priesters? Man kann davon ausgehen, daß die große Mehrzahl der deutschen Priester das Amtsverständnis des II. Vatikanums bejaht und zu leben versucht. In allen Gemeinden gibt es eine Vielzahl von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die hauptamtlich oder ehrenamtlich mit den Priestern zusammenarbeiten. Natürlich hapert es bei dieser Zusammenarbeit häufig aufgrund menschlicher Probleme und Einseitigkeiten. Es gibt eine Vielzahl von Priestern, die durch autoritäres Verhalten ihre Gemeinden verärgern. Aber gerade darum wird in allen Diözesen im Rahmen der Aus- und Weiterbildung intensiv versucht, die Priester durch verschiedene Kurse, Supervisionen und Einzelgespräche für einen kooperativen und kommunikativen Leitungsstil zu qualifizieren.

2.2 *Der Priester und seine wichtigsten Aufgaben*

Unter Rückgriff auf altkirchliche und reformatorische Theologie hat das II. Vatikanum die Lebensvollzüge der Gemeinde und das Amt des Priesters in dreifacher Hinsicht beschrieben: Sie nehmen Teil am Amt Christi, des Lehrers, des Priesters und des Hirten. Neben dem Hirtendienst, der sowohl die Leitung der Gemeinde als auch den besonderen Einsatz für die Armen, Kranken und Notleidenden der Gemeinde betrifft, ist der Priester beauftragt, das Wort Gottes zu verkündigen und den Gottesdienst zu feiern. Zu beachten ist, daß alle drei Grunddimensionen christlichen Lebens sowohl in der Gemeinde als auch im persönlichen Arbeitsleben des Priesters in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen. Glaubwürdige Verkündigung ist nicht ohne den Einsatz für die Armen denkbar und beide Dimensionen müssen vom Gottesdienst der Gemeinde inspiriert und getragen werden.

Auch hier stellt sich wieder die Frage nach dem Alltag der Gemeinde. Viele Gottesdienste und Predigten sind für die Gemeinden wenig ansprechend. Aber wie kann das besser werden? Der Theologie des Konzils entsprechen nicht zusätzliche Showelemente, sondern die ‚participatio actuosa‘, das tätige Eingebundensein aller Teilnehmer in den gottesdienstlichen Lobpreis des guten Gottes. Dasselbe gilt für Verkündigung und Diakonie: Auch hier kommt es nicht auf den Pfarrer alleine an, sondern auf das gemeinsame Handeln vieler in der Gemeinde, das vom Priester inspiriert und koordiniert wird. Und das ist nicht Theorie, sondern Wirklichkeit: Erstkommunionsvorbereitung oder Firmung sind ohne die Beteiligung vieler Laien praktisch nicht mehr denkbar.

⁵ Nr. 4.

Ebenso im Bereich der Diakonie: Sowohl das institutionelle (etwa Kindergärten, Sozialstationen etc.) als auch das spontane diakonische Handeln werden von der Gemeinde nahezu selbstständig verantwortet. Die Würzburger Synode hat dafür 1976 die Formel gefunden: „Aus einer Gemeinde, die sich pastoral versorgen läßt, muß eine Gemeinde werden, die ihr Leben im gemeinsamen Dienst aller und in unübertragbarer Eigenverantwortung jedes einzelnen gestaltet.“⁶ Fast zwei Jahrzehnte später ist diese Formel nicht nur theologisch allgemein akzeptiert, sondern in vielen Gemeinden lebendige Wirklichkeit geworden. Um so drängender die Fragen: Ist davon auch im Fernsehbild des Pfarrers Schwarz etwas zu spüren?

3. Der Priester als Hauptdarsteller – Fernsehen contra theologisches Ideal und kirchliches Mühen

3.1 Das Image des Priesters vor dem Anspruch der Einschaltquoten

Ohne Klischees keine hohen Einschaltquoten. Es fällt dem kirchlichen Sat.1-Beauftragten nicht ganz leicht, die von ihm durchaus zugegebenen „dramaturgisch notwendigen Überhöhungen, die zuweilen leider tatsächlich in Klischees abgleiten“⁷, zu rechtfertigen. Und er vermutet: „Echte Pfarrer“ aber fühlen sich scheinbar zuweilen von den fiktiven Vorbildern im Fernsehen überfordert und verweigern sich, die positive Utopie Gemeinschaft neben dem Kult gleichermaßen aufzubauen.⁸

Zweifellos ist es zutreffend, daß viele Pfarrer überfordert sind und sich notwendigen Reformen in der Kirche verweigern. Aber läßt sich mit diesem Argument Kritik nivellieren, die in ganz andere Richtung zielt? Es geht nicht um den fiktiven Gegensatz von Kult und Gemeinschaft (der hat sich sowohl in der Theologie als auch in der landläufigen Praxis längst in Richtung auf ein „sowohl als auch“ geklärt), sondern um die Frage: Was rechtfertigt, daß mit Unterstützung der Kirche (immerhin 1,6 Mio. DM!) das Klischee eines Priester- und Gemeindebildes vorgestellt wird, das weder dem kirchlichen Ideal noch der Wirklichkeit entspricht? Man kann die Serienfigur des ‚Pfarrer Schwarz‘ durchaus als Mittelpunkt einer Krimi-Serie akzeptieren, nicht aber als Pfarrerfigur im Kontext einer nachkonziliaren christlichen Gemeinde. Es widerspricht sich, wenn die Kirche auf der einen Seite viel Kraft (und Geld) investiert, um Gemeinden und Pfarrer zu einem kooperativen Miteinander zu befähigen und wenn auf der anderen Seite Millionen dazu verwendet werden, den Pfarrer als modernen Super-

⁶ Beschuß „Dienste und Ämter“, 1.3.2.

⁷ U. Fischer, a.a.O., 371; vgl. auch E. Bieger, Können Unterhaltungs-Serien religiöse Inhalte transportieren, in: *Communicatio Socialis* 27 (1994) 374-383, 382.

⁸ U. Fischer, a.a.O., 371.

mann herauszustellen. „Erneuerung“ der Kirche wird hier in eine Richtung propagiert, die nicht der Grundrichtung des II. Vatikanums entspricht.

Aber muß man diese Einseitigkeiten vielleicht in Kauf nehmen, weil durch das positive Image des Pfarrer Schwarz das lädierte Ansehen aller katholischen Priester in der Öffentlichkeit verbessert wird? Ein diskutabler Versuch, dessen Folgen aber durchaus zwiespältig beurteilt werden müssen. Denn die Fernsehzuschauer leben eben nicht nur in ihrer Fernsehwelt, sondern auch und vor allem in der Realität. Durch die Fernsehserie entsteht (vielleicht) das Image eines modernen und engagierten Priesters (Pfarrer Schwarz als sympathischer Typ). Verbessert aber wird dadurch das Ansehen des Priesters im Fernsehen und nicht in der Realität. Zu befürchten ist sogar das Gegenteil: Weil die realen Priester dem Fernsehideal nicht entsprechen, ist die Enttäuschung des Publikums umso größer. Warum entspricht der real erlebte Pfarrer nicht dem vermeintlich idealen Fernsehpfarrer? Andererseits liegt in der realen Begegnung nun gerade die entscheidende Chance. Denn für das Urteil über die Priester ist nicht nur die veröffentlichte Meinung, sondern vor allem die Begegnung im Nahbereich bestimmend⁹. Das macht Mut zu dem Versuch, die Rolle des Priesters im Alltag nicht als Star, sondern mit den begrenzten Möglichkeiten eines „normalen“ Menschen auszufüllen. Der löst zwar keine spektakulären Kriminalfälle, vielleicht aber umso besser alltägliche Fragen und Probleme der Menschen.

3.2 Der Priester als „Darsteller“ in Fernsehen und Kirche

Inwieweit ist es der Serie ‚Schwarz greift ein‘ gelungen, „das spezifisch Christliche zur Darstellung zu bringen und nicht eine vom Publikum akzeptierte Zivilreligion für ausreichend zu erachten“¹⁰? Diese Frage von Eckhard Bieger muß für das durch Pfarrer Schwarz repräsentierte christliche Priesterbild insgesamt negativ beantwortet werden. Zwar wird der Pfarrer „nicht als der allmächtige Held, der Halbgott“¹¹ dargestellt, der alles zu bewirken vermag. Er kennt Schwächen und hat Angst, aber diese Schwächen sind so dargestellt, daß zum Schluß doch wieder der perfekte Mensch und Priester dabei herauskommt.

Es ist interessant, daß auch im ‚Schreiben der deutschen Bischöfe über den priesterlichen Dienst‘ das Stichwort ‚Darstellung‘ eine wichtige Rolle spielt. Vor dem Hintergrund der Krise des priesterlichen Dienstes in der modernen Gesellschaft greifen die Bischöfe die philosophische Unterscheidung zwischen herstellendem und darstellendem Handeln auf. „Priesterliches Handeln kann nur darstellendes Handeln sein. Das

⁹ Vgl. die Zusammenfassung der Repräsentativbefragung von Katholikinnen „Frauen und Kirche“ vom 01.02.1993.

¹⁰ E. Bieger, a.a.O., 383.

heißt: wir sind in unserer Tätigkeit Zeichen für das, was nicht wir erwirken, sondern was uns von Christus vorgegeben ist und ständig vorgegeben wird. Indem wir das Tun Gottes verleiblichen und darstellen, machen wir es unter den Menschen zeichenhaft gegenwärtig und lassen es zur Auswirkung kommen, auf daß die in ihm angelegte Fülle die Welt erreichen kann.“¹²

Die Darstellung des Handelns Gottes durch den Priester kann auf sehr verschiedene Weise geschehen. Einmal durch seine Dienste in der Gemeinde (Liturgie, Leitung, Diakonie), dann aber vor allem auch durch seinen persönlichen Einsatz und Lebensstil. Jedem Priester werden hier situations- und personenabhängige Spezialisierungen zugestanden. So ist es im Frankfurter Bahnhofsmilieu durchaus gewollt und angemessen, die Vermittlung der Liebe Gottes vor allem im Einsatz für die Gerechtigkeit zu suchen. Gerade im Einsatz für die Armen und Entrechteten kann und muß sich die Liebe Gottes zu den Menschen bewähren. Die entscheidende Frage an Pfarrer Schwarz lautet also: Wie stellt er sich selbst dar? (bzw.: Wie wird er dargestellt?) Wird in seinem Handeln für die ihn umgebende Welt (d.h. konkret für den Fernsehzuschauer) etwas von der Liebe Gottes sichtbar? Oder wird diese (von den Sponsoren der Serie doch sicher intendierte) „christliche“ Darstellung des Priesters überlagert vom Klischee des Herstellers und Machers vermeintlich moderner priesterlicher Segnungen. Man wird diese Frage wohl nur subjektiv beantworten können. In jedem Fall aber gilt: Mehr Hören und Fragen als Reden und Handeln täte dem christlichen Anspruch von Pfarrer Schwarz sicherlich gut.

4. Schluß: Hat Pfarrer Schwarz sein Ziel erreicht?

„Christliche Vorstellungen über populäre TV-Serien ins Gespräch zu bringen“¹³, diesem Ziel dienen nach Aussagen der Verantwortlichen die einzelnen Folgen der Serie *Schwarz greift ein!*. An diesem Ziel muß also die Gestaltung der Priesterrolle des Hauptdarstellers insgesamt gemessen werden. Über die schauspielerischen Qualitäten kann und soll hier nicht geurteilt werden. Entscheidend ist die Frage: Bringt Pfarrer Schwarz christliche Vorstellungen „massenattraktiv“¹⁴ ins Gespräch?

Die Frage ist weder mit einem klaren Ja noch mit einem deutlichen Nein zu beantworten. Sicherlich gelingt es der Serie, einen sympathischen katholischen Priester wirkungsvoll in Szene zu setzen und damit auch ins Gespräch zu bringen. Pfarrer Schwarz macht Kirche in einem für sie fremden Milieu präsent und regt zum Nachdenken an. Auch die herausfordernde und zur Diskussion anregende Wirkung auf die echten Amtsträger ist nicht zu unterschätzen.

¹² Nr. II, 2.

¹³ U. Fischer, ebd., 365.

¹⁴ Ebd., 364.

Andererseits: Pfarrer Schwarz ist nicht nur im positiven Sinne massenattraktiv, sondern auch im negativen. Er verkörpert einen auf modern getrimmten Priester alten, vorkonziliaren Stils. Das Ziel einer biblischen und spirituellen Erneuerung von Kirche und Priestertum wird ausgeblendet und zuweilen sogar konterkariert. Zurück bleibt Unsicherheit, weil die Ausrichtung der Serie mit der Grundrichtung nachkonziliären kirchlichen Lebens nicht übereinstimmt. Kann das das Ziel einer bischöflich geförderten Fernsehserie sein?

Dieselbe Richtungsdiffusion zeigt sich bei der Rollenbestimmung des Protagonisten. Pfarrer Schwarz war ein erfolgreicher Polizist und will nun ein guter Seelsorger sein. Aber sehr häufig agiert er als der bessere Polizist. Und genau da liegt das Dilemma: Pfarrer Schwarz ist Priester und Polizist zugleich – und keines von beiden ganz. Wo bleibt seine Identität? Sie liegt – und das kann wohl nicht anders sein – in seiner Rolle als Schauspieler. Denn das gilt für den Polizisten und Priester zugleich: Pfarrer Schwarz ist ein erfolgreicher Hauptdarsteller – nicht weniger, aber auch nicht mehr.